



Kaiserin Maria Alexandrowna von Rußland,
geb. Prinzessin Marie von Hessen
(nach dem Gemälde von Winterhalter im Neuen Palais zu Darmstadt).

Kaiserin Maria Alexandrowna von Rußland, geb. Prinzessin Marie von Hessen-Darmstadt (1824—1880).

Umriss ihrer Biographie.

Von Otto Hoefsch.

1. Quellen.

Mit diesem Versuch, eine hessische Fürstentochter aus dem zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts in den Umrissen zu zeichnen, wird zugleich versucht, in das Wesen der Lebensgefährtin des Zaren Alexanders II. von Rußland, des „Zarbefreiers“, dessen Persönlichkeit und Zeitalter meine Studien seit längerem gelten, einzudringen — in ihr Wesen und in die Frage nach ihrer Stellung in der russischen Geschichte und in den deutsch-russischen Beziehungen und nach ihrem Einfluß darauf. Der Weg dazu geht vom persönlichen und dynastischen zu den staatlichen Problemen und — noch interessanter und wesentlicher — zu den großen völkischen Fragen, die beiderseitig, in Deutschland und Rußland, in den sechziger und siebziger Jahren besondere Gestaltung, Auswirkung, reale Kraft und Bedeutung gewannen.

Diesen Weg eröffnen die Quellen ersten Ranges, die im Staatsarchiv zu Darmstadt ruhen, besonders die, die durch die Fürstin Marie von Erbach-Schönberg aus dem Nachlaß ihres Vaters, des Prinzen Alexander von Hessen, dahin gelangt sind. Für die Bereitwilligkeit und dauernde Unterstützung, die mir die Verwaltung des Hessischen Staatsarchivs und die Großherzogliche Hof- und Vermögensverwaltung in den Studien darin erwiesen haben, sage ich auch hier meinen besonderen Dank.

Es handelt sich zunächst um den sehr umfangreichen — 271 Briefe von der Hand Mariens — Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Bruder Alexander. Wenn sich die Kaiserin überhaupt auf etwas, neben der Liebe zu ihrem Mann, konzentriert hat, so geschah das in den Beziehungen zu diesem Lieblingsbruder und der Korrespondenz mit ihm. Sein Leben und Wesen ist aus dem Buche des Grafen E. C. Corti¹⁾ zur Genüge bekanntgeworden.

¹⁾ Unter Zaren und gekrönten Frauen (1936). Für E., der diese Briefe auch benutzt hat, stand Prinz Alexander (und dann sein Sohn, der Bulgarenfürst) im Mittelpunkt, für mich eben seine Schwester Marie.

Alexander war mit der Schwester nach Rußland gegangen, das er im Jahre 1851 verließ. Mit ihm, dem so die neue Heimat der Schwester vertraut geworden war, unterhielt sie bis zu ihrem Lebensende eine sehr rege Korrespondenz. Der Bruder war wohl verstandesmäßig stärker begabt als Marie. Aber er war sanguinischer und aus äußeren und inneren Gründen unsicherer als sie, die in einem eigenen sicheren Gefühl an ihrer Position als Kaiserin bald einen erstaunlichen Halt gewann. Das fortlaufend im Briefwechsel der Geschwister, die sehr aneinander hängen — liebster Alex, meine Herzensmarie sind die Anreden bis in die letzten Jahre — und mit vollstem Vertrauen und aller Offenheit alles zu einander aussprechen, höchste Politik und kleinsten Familienkram, zu verfolgen, ist für die Erkenntnis der beiden Charaktere un-gemein reizvoll.

Der Briefwechsel wurde durchaus nicht hinter dem Rücken des Zaren geführt. Im Gegenteil, die Briefe des Bruders waren dazu bestimmt, dem Schwager inhaltlich mitgeteilt zu werden. Die Kaiserin ist eine Vermittlerin der politischen Meinungen und politischen und anderen Wünsche des Prinzen — soweit er diese ihm nicht im eigenen Briefe ausspricht — beim Zaren, in dem der heftige Prinz, in seiner eigenartigen Doppel- oder dreifachen Stellung, zeitweilig „seinen“ Kaiser sieht. Dem Takt und Geschick der Kaiserin blieb überlassen, wie sie dergleichen Äußerungen des Bruders verwendete. In den Antworten steht sie durchaus auf Seiten des Gemahls, vertritt sie stets seine Haltung, seinen Standpunkt.

In dieser Korrespondenz — beide glaubten übrigens, daß ihre Briefe in Berlin vom „schwarzen Kabinett“ und Bismarck gelesen würden — stehen die Briefe der Kaiserin durchgängig höher als die des Bruders. Obwohl sie ausnahmslos in der Heze geschrieben sind — man wundert sich, daß eine Privatbriefe schreibende Kaiserin so oft unterbrochen werden konnte —, und so sehr immer alles darin durcheinander geht: die Briefe, oft wie gesprochen so natürlich, sind immer ernsthaft, ohne jede Phrase, ohne jede Schnoddrigkeit (in die der Bruder oft verfällt), unter Abwesenheit jeder Geschichtenerzählerei oder Klatscherei, reichlich nüchtern, reich an politischem Stoff und durchgängig von guter Information, klugem und unabhängigem Urteil der allerdings — schon hier zu unterstreichen — politisch ganz zur Russin gewordenen Frau.

Ganz unpolitisch dagegen ist ihr Briefwechsel mit der Schwägerin Elisabeth, dafür sehr ergiebig für die menschliche, charakterliche und besonders die religiöse Seite Mariens. Elisabeth²⁾ (1815 bis 1885), Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen (jüngsten

²⁾ Vgl. S. Bender, Elisabeth, Prinzessin Carl von Hessen und bei Rhein, geb. Prinzessin von Preußen. Darmstadt 1886.

Kindes von Friedrich Wilhelm II.), also eine Kusine Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., war die Gemahlin des Prinzen Carl von Hessen (1809—1877), Bruders der Kaiserin Marie, und die Mutter des späteren Großherzogs Ludwig IV. von Hessen (1837 bis 1892), der 1862 die Tochter der Königin Viktoria, Alice, heiratete. Zudem war Elisabeths Schwester Marie Gemahlin des Königs Max II. von Bayern. Diese umfassenden und verwickelten Verwandtschaftsverhältnisse wirbeln durch die sehr umfangreiche Korrespondenz, die rund 1000 Blatt umfaßt und 42 Jahre lang, 1838—1880, durch alle Phasen von Mariens Leben hindurch gelaufen ist. Wie zwei einander ähnliche, aber nicht gleiche Schwestern sprechen die beiden zueinander. Den Gesamtnenner ergibt, nicht aufdringlich, sondern herzlich, die Religion; nicht in dem gleichen Ton, aber in voller Harmonie.

Zu diesem Material tritt die ebenfalls umfangreiche Korrespondenz der beiden Alexander, des Zaren und des hessischen Prinzen, die gleichfalls im Darmstädter Staatsarchiv beruht. Sie ist Ausdruck einer Freundschaft, die den Zaren von 1842—1881 begleitet hat, analog der mit seinem Vetter, dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, die von 1829—1881 ange dauert hat. Natürlich ist diese ergiebiger für Alexander II. selbst, aber sie bot doch auch recht viel für das Thema: Marie.

Zwischen ihr und ihrem Gatten, der oft von ihr abwesend war, hat ein regelmäßiger schriftlicher Verkehr bestanden. Und zwar ging dieser über die reinen und banalen Familiendinge hinaus. Das kann leider nur indirekt erschlossen werden. Denn der Briefwechsel der beiden Gatten war mir nicht zugänglich; inwieweit er heute noch existiert, ist mir nicht bekannt. Aus Äußerungen an und von dritten geht mit Sicherheit, auch an konkreten Fragen, hervor, daß Gespräch und Briefwechsel der Gatten auch politische Fragen wichtigster Art — auch noch in den 70er Jahren der starken inneren Entfremdung der beiden — berührten. Inwieweit dieser Meinungs austausch zu einer politischen Meinungsbildung, vielleicht zu einem politischen Einfluß der Kaiserin geführt hat, davon später. Zunächst genüge der Hinweis auf die Äußerung des Prinzen Heinrich VII. Reuß, daß der Zar Marie „alles mitteile“³⁾, für die Feststellung, daß Interessengebiet und Tätigkeit der Kaiserin sich nicht mit den Familien- und Verwandtschaftsangelegenheiten erschöpften.

Zu diesen Quellen habe ich alles mir irgend zugängliche Material aus der deutschen und russischen Literatur heranzuziehen mich bemüht. Ich suchte hier die Belastung mit Belegen und Zitaten auf das nötige einzuschränken; schon das beanspruchte einen großen Raum.

³⁾ An Bismarck 31. August 1870; bei Rheindorf, Die Schwarze Meer-(Pontus)Strage (1925). S. 147.

2. Lebensgang, Mann und Familie.⁴⁾

Die Prinzessin Marie von Hessen-Darmstadt wurde am 8. August 1824 als jüngstes Kind des Großherzogs Ludwig II. und der Prinzessin Wilhelmine von Baden geboren. Sie wurde am 8. Mai 1840 mit dem russischen Thronfolger verlobt, der im Jahre vorher das damals erst wenig über 15 Jahre alte Mädchen zum ersten Male gesehen und sich sofort in sie leidenschaftlich verliebt hatte. Die Hochzeit fand am 16./28. April 1841 statt zwischen der noch nicht ganz siebzehnjährigen Prinzessin und dem 6 Jahre älteren Zärewitsch. 39 Jahre ist sie seine Gattin gewesen, am 22. Mai/3. Juni 1880 ist sie in Petersburg gestorben.

Soll man ihr Leben periodisieren, so würden Perioden sein:

1. die Zeit als Zärewna bis 1855;
2. die Zeit leidlich fester Gesundheit, in der sie ihres Mannes noch sicher war, bis 1863/1865;
3. die Zeit von da ab, in der ihr Lieblingssohn Nikolai starb, in der sie niemals wieder zu voller Gesundheit gelangt ist, in der die Reihe der Attentate auf ihren Mann begann (1866 Attentat Karakosows) und in der die engen Beziehungen des Gatten zur Fürstin Katharina Dolgoruki angingen (1865), die bis zu Alexanders Tode andauert haben — kaum sechs Wochen nach Mariens Tode wurde die Fürstin, die Alexander schon drei Kinder geschenkt hatte, seine (morganatische) Frau.

Marie war von Haus aus zart. Sie hat zu früh geheiratet und den Keim der Tuberkulose von früh an in sich getragen — die ernste und stille Mutter war kränklich, jedenfalls schwächlich gewesen. Der schwache Körper Mariens hatte die Unbilden des Petersburger Klimas, die durch oft wiederholten und bald liebgewonnenen Aufenthalt in der Krim immer nur vorübergehend behoben wurden, zu bestehen. Und er wurde durch häufige Geburten — 8 an der Zahl — weiterhin geschwächt. Seit 1863 schon ist sie eigentlich eine kranke Frau. Die Ärzte haben entweder mit der Krankheit nichts anzufangen gewußt — sie schicken sie bei Blutspucken nach Kissingen! — oder den Ernst verbergen wollen. Seit 1872 aber stand fest, daß sie schwindfüchtig war. Übertragen hat sie die tuberkulöse Anlage nur auf den ältesten Sohn Nikolai (Nixa genannt). Er war ihr zweites Kind, von ihr mit 19 Jahren geboren. Sein früher Tod (1865) ist ein schwerer Verlust, noch mehr: ein Verhängnis für Rußland gewesen. Die anderen Kinder sind sämtlich, von Alexander (dem III.) bis Paul, gesunde, zum Teil langlebige Menschen geworden. Aber keine der russischen Kaiserinnen, die man zum Vergleich mit ihr heranziehen möchte,

⁴⁾ Siehe zum folgenden u. a. BärdeI, Hessens Fürstinnen. Gießen 1908.

von Katharina II. bis zur letzten, Alexandra Feodorowna, ist so sehr wie Marie in ihrem kaiserlichen und menschlichen Wirken durch ihren Körperzustand behindert gewesen, und das ist ja gleich sehr wesentlich für die Frage nach ihrer Stellung als Herrscherin und nach ihrem Einfluß. In ihren Briefen und ebenso in denen ihres Mannes nach Darmstadt oder Weimar spielt ununterbrochen ihr Gesundheitszustand eine sehr große Rolle. Aber geklagt hat sie niemals, auch nicht, als dieser Zustand ihr den Gatten entfremdete, die verblühte und kranke Frau ihn trotz ihrer Liebe nicht festzuhalten vermochte.

Sie war eine hessische Fürstentochter. Damit ist im Grunde schon alles über Milieu und Erziehung der Kindheit gesagt, aus der den Sproß des protestantischen hessen-darmstädtischen großherzoglichen Hauses die jähe Werbung des ZäsaREWITSCH riß. Süddeutsch-vorderdeutsche und evangelische Residenzstadt, im Kreis einer kleinen Dynastie, in diesem Milieu der 20er und 30er Jahre wuchs die Prinzessin auf. Es war warm und heiter, mit dem Herzen hat die Kaiserin Zeit ihres Lebens daran gehangen, besonders an ihrem lieben „Heiligenberg“, der immer, bis in ihrem letzten Brief an den Bruder Alexander ⁶⁾ wie ein Symbol des Jugendglücks durch ihr Sinnen zieht. Aber dieses Leben war in jeder Beziehung, religiös, politisch und menschlich, eng und klein. Die Wellen der deutschen Kulturbewegung schlugen wenig herein, und mit der großen Welt war die kleine Prinzessin nur verknüpft durch die „Seenhände“, die unermüdllich an internationalen Eheverbindungen spannen, vornehmlich der Mutter Wilhelmine und der württembergischen Sophie Dorothea, die als Zarin-Witwe Maria Feodorowna sich bemühte, nicht nur die eigenen Kinder unter die Haube zu bringen. Diese beiden Frauen haben auch früh — Wilhelmine starb 1836, Maria Feodorowna 1828 — der Idee angehangen, aus Alexander Nikolajewitsch und Marie von Hessen ein Paar zu machen. Wilhelmine war übrigens die Schwester der Witwe Alexanders I., Elisabeth. Auch diese hat sich für diese Eheverbindung interessiert, ebenso wie Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar.

Dies Leben und Weben in der internationalen Fürsten-Camaraderie ist nun doch sehr wesentlich dafür gewesen, die deutschen Fürstengeschlechter vor dem Versinken im Kleinen und Spießbürgerlichen zu bewahren. Und ein Hauch davon hat natürlich auch über der Prinzessin Marie gelegen. Es war ein Unterschied, der ohne weiteres auch in seiner innerlichen Bedeutung klar ist, als Alexander Nikolajewitsch um sie warb, gegenüber der Situation, in der die kleine Serbster Prinzessin Sophie, die spätere Katharina II., aus dem väterlichen Haushalt für den russischen Thronfolger gewissermaßen „abgeholt“ wurde.

⁶⁾ 21. VII./2. VIII. 1879 aus Zarskoje: „Doch eine große Freude Euch alle und den lieben Berg wiederzusehen.“

Aber immerhin: die Parallele drängt sich auf, als nun aus der Enge des süddeutschen Fürstenhofs das 16jährige Mädchen — Katharina war ungefähr im gleichen Alter gewesen — an den Petersburger Hof gebracht wurde: unkundig des Landes und seiner Sprache, gezwungen, seine ihr ganz fremde Religion anzunehmen, geblendet von dem Glanz und den Riesenmaßen, die hier gängig waren, betäubt von all dem, was sie sogleich umspielte in der seltsamen Mischung von Schein und Wirklichkeit, die sich dem daran teilnehmenden, wie dem späteren Historiker erst nach längerem Eindringen erschließt, losgerissen von Familie und Heimat in eine Umgebung, die auch, wo sie freundlich entgegentrat, erdrückte und unverständlich war. Man weiß, wie erstaunlich schnell sich Katharina II. darin zurecht fand. Aber es spricht für die Art der deutschen Fürstentöchter, daß das gleiche nicht nur gilt für die hochbegabte, mit allen Fähigkeiten dazu ausgestattete Württembergerin Helene Pawlowna (1807—1873), die Nicolais I. Brüder, (Alexanders II. Onkel) Michael Pawlowitsch heiratete, sondern eben auch für die — gegen jene beiden deutschen Frauen — erheblich bescheidenere Maria Alexandrowna — diesen Namen erhielt sie mit dem Eintritt in die orthodoxe Kirche und in die Ehe mit dem Thronfolger.

Sie ist rasch in der russischen Religion und Sprache und auch am Petersburger Hofe heimisch geworden. Man erstaunt, aus ihren Briefen zu sehen, wie sicher sie bald in den Wellen des höfischen Lebens und in der Vielfalt des hohen russischen Adels, mit dem sie von Haus aus so wenig etwas verband wie ihn mit ihr, herumplätschert. Daß der beinahe gleichaltrige Bruder Alexander zugleich russischer Gardeoffizier wurde, hat ihr das gewiß erleichtert. Insofern hat sie es leichter gehabt als Helene Pawlowna und Katharina II., die beide ganz allein als deutsche Frauen in die fremde Welt gestellt wurden. Aber es war doch nichts Geringses, daß sich Marie so schnell zurecht fand, unterstützt durch gesunden Menschenverstand und ein sicheres natürliches Gefühl und ganz ohne die Berechnung, ohne die Katharina gar nicht bestehen konnte und Helene Pawlowna nicht glaubte bestehen oder ihre Rolle spielen zu können.

Dazu half Marie ein feiner und natürlicher Charme, den ihr Bild als Thronfolgerin⁶⁾ vielleicht noch besser erkennen läßt, als das wohl mehr stillstiernte, mehr auf Ernst und Majestät angelegte der Zarin von Winterhalter.⁷⁾ Aber ihren Liebreiz läßt auch dieses erkennen. Es sei nicht darüber gestritten, ob sie schöner oder hübscher war als Helene oder Katharina. Gewiß waren diese beiden ihr an feiner und gewinnender Damenliebenswürdigkeit im höchsten, raffinierten Sinne weit überlegen und ist Marie an

⁶⁾ Bei Corti, a. a. O., zwischen S. 48 und 49.

⁷⁾ Tafelbild.

stets gewinnendem Charme auch von ihrer Schwiegertochter Maria Feodorowna (der Gemahlin Alexanders III.) übertroffen worden. Aber ohne anziehenden Reiz war sie gewiß nicht — noch der spätere Außenminister Graf Lambsdorff nennt sie „bezaubernd“.⁸⁾ Freilich war sie später, äußerlich und innerlich, durch ihre Kränklichkeit und immer durch einen gewissen Mangel an Temperament behindert.

Als „liebenswert und gescheit“ bezeichnet 1851 der russische Gesandte in Berlin die Zäzarewna.⁹⁾ 1862 finden wir folgende Charakteristik von ihr in einem Briefe des Fürsten A. Suworow (Generalgouverneur in Riga, dann Petersburg) an den holländischen Generalsuperintendenten Walter¹⁰⁾: „Was soll ich von unserer herrlichen (!) Gebieterin hinzufügen? Sie hat alle großen Tugenden, alle großen Eigenschaften, traut aber nicht genug auf sich selbst und hat eine Macht alles zu beherrschen, jeden anzufesseln, macht aber zu wenig Gebrauch davon.“ Etwa 1869 schreibt von ihr die sehr menschenkundige Fürstin Helene Kotschubej, die spätere Oberhofmeisterin der Kaiserin Maria Feodorowna, an die Königin Augusta¹¹⁾: „Elle comprend tout avec une appréciation très intelligente et fine... (sie sei) tout à fait charmante comme amabilité, bonté et tact.“ Kurz vor ihrem Tode schreibt Graf Alexander Kenjerling, der sie gut kannte, über sie¹²⁾: „Sie hat in jüngeren Jahren um den Kaiser ein wahres Familienleben zu bilden gesucht und war daher dem ewigen Gepränge abhold. Ich glaube, daß ihr Zweck damals erreicht wurde. Der Kaiser mag später für sein Herzensbedürfnis nicht genügend Wärme an seiner edlen Gemahlin gefunden haben. Dafür blieb sie aber die Priesterin des weiblichen Zartgefühls und der Würde bis ans Ende. Sie hat von sich das Gemeine ferngehalten, aber sie hatte nicht die Initiative zum Herrschen, und selbst die Erziehung der ältesten Söhne konnte weniger von ihr beeinflusst werden als sie wünschte. Sie hat Tröstungen in der Devotion gesucht, aber es ist unrichtig, wenn man sie für unbuldsam und fanatisch ausgegeben hat. Die katho-

⁸⁾ Tagebuch (1889), I, 131.

⁹⁾ P. Meyendorff an Radow 9. November 1851 in: Hoehsch: Peter von Meyendorff, ein russischer Diplomat an den Höfen von Berlin und Wien, 1923, 3 Bde., II, S. 427. In Band III, Nr. 632, 633: Briefe Mariens an Meyendorff, die ihre natürliche und frische Grundanlage gut erkennen lassen.

¹⁰⁾ 9. März 1862. In: Bischof Ferdinand Walter, weiland Generalsuperintendent in Livland. Seine Landtagspredigten und sein Lebenslauf. (Leipzig 1891), S. 349.

¹¹⁾ Hausarchiv in Charlottenburg.

¹²⁾ Tagebuchaufzeichnung 27. Mai 1880. Bei: Taube von der Iffen, H., Graf Alexander Kenjerling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, 2 Bde. (Berlin 1902), II, S. 216 f.

lische Kirche des Okzidents schien ihr so überlegen in der Ausrüstung, daß sie meinte, der Herrscher Rußlands dürfe die Landeskirche nicht ohne Schutz lassen. Dem Protestantismus aber gönnte sie stets alle Freiheit und war ihm geneigt. Geliebt von ihrer Umgebung kann ich sie nicht in besonderer Weise nennen; sie befriedigte nicht deren Schwächen und bewunderte nicht ihre Vorzüge." Und bei Gelegenheit ihrer letzten Krankheit und ihres Todes gibt Fürst Wladimir Meschtscherski (der bekannte Herausgeber des „Grafshdanin“) von ihr folgende Charakteristik¹³⁾: „Sie war traurig vereinsamt, fremd dem Hofe und der um sie lärmenden neuen politischen Welt, mit Gedanken und Gebeten für den geliebten Zaren. Die seelischen Leiden waren stärker als die körperlichen in den letzten Tagen ihres Lebens... Es war wie ein prophetisches Gefühl in ihr, als wenn ihre Gebete den Zaren erhielten. Solange sie lebte, glückte kein Attentat. Als sie starb, war das erste Attentat tödlich.“ „Ihr politischer Einfluß wurde mit den Jahren schwächer. Sie hatte vor Augen das Wort, daß die Frau ihren Mann fürchten soll, und war zugleich stolz auf ihren Gatten. Das veranlaßte sie, alles zu vermeiden, was ausah wie ein Streben nach politischem Einfluß... Ihr Einfluß, zu Anfang groß, wurde immer schwächer. Sie ging unbemerkt von der aktiveren zur passiveren Rolle über. Es hätte sich vieles nicht ereignet, was ihr das Leben umdüsterte, wenn sie den Kampf für ihren Einfluß aufgenommen hätte mit ihrem Verstand, ihren moralischen Kräften, ihrem feinen Gefühl im Verstehen der Menschen.“ Diese Äußerungen sehr verschiedenartiger, aber für ein Urteil recht kompetenter Persönlichkeiten ziehen schon die ersten Konturen ihres Wesens und deuten auch die schwere traurige Cäsar in ihrem Leben an.

Im Grunde waren es noch zwei Kinder, die einander 1841 geheiratet hatten. Unbekümmert und fröhlich haben sie die ersten Jahre verbracht. Nichts von Politik klingt in ihre Briefe aus der Thronfolgerzeit herein. Alles wird heiter, natürlich, ungezwungen von ihr genossen, was der Hof Nikolais an Prunk und Glanz; und Vergnügen bot. Es scheint auch nicht, als habe die Persönlichkeit des Schwiegervaters, in dessen Kult und scheuer Verehrung alles lebte, und der sich übrigens zu Hause ganz menschlich und lebenswürdig gab, auf der Zäzarewna besonders gelastet. Sie machte sich wohl auch in dieser Beziehung keine Gedanken und glaubte, wie ganz Europa, fest an die ungeheure Kraft des Nikolaitischen Regimes. Fröhlich und angeregt floß ihre Zeit dahin¹⁴⁾, 1850—1853 mögen so die überhaupt glücklichsten Jahre ihres Lebens gewesen sein.

¹³⁾ Erinnerungen 2. Bd., bei Glinskij, II, S. 412 f.

¹⁴⁾ Vgl. die Schilderung der bei ihr stattfindenden Abende bei S. T a t i s c h e w, Imperator Alexander II. (Petersburg 1903), I, S. 114.

Mit dem Krimkrieg wurde die Zeit ernster. Marie wurde reifer und empfand, mit 31 Jahren Kaiserin geworden, die schwereren Zeiten, die großen Aufgaben, die die Bauernbefreiung, der polnische Aufstand, die innere Bewegung und Gärung brachten, doch sehr.

In der Mitte der sechziger Jahre, ungefähr um die Silberhochzeit der beiden, beginnt die Wendung, deren Gründe angedeutet wurden. Es ist keine Katastrophe, aber ein allmähliches Absinken und Dunklerwerden in ihrem Leben: krank und verblühend, müder werdend und alternd, oft infolge der Krankheit von Mann und Kindern durch Reisen getrennt, sieht sie den Mann sich entgleiten, der ihr freilich alle Fürsorge noch erwies, aber von der Nebenbuhlerin dauernd gefesselt blieb. So geht ihr Leben trauriger und tragischer werdend zu Ende, jedoch nicht „lichtlos“, wie man wohl gesagt hat — dazu blieb ihre Natur zu optimistisch und zu lebendig. Von alles beherrschender Trauer oder gar Verzweiflung ist auch in ihren vertrautesten Äußerungen niemals die Rede, wohl aber von Resignation, und den Trost fand sie in der Religion.

Marie war nicht überdurchschnittlich klug, besaß aber einen guten Verstand und Scharfsinn genug für ihre Stellung. Dieser Verstand war nicht besonders gebildet worden und ließ sich leicht zersplittern. Etwas Unruhiges und Sahriges war in der Kaiserin, und obwohl sie später viel las, gingen ihre geistigen Interessen nicht tief und waren sie nicht recht gesammelt. Von dem reichen geistigen Leben der Großfürstin Helene Pawlowna ist nichts zu spüren; am Hofe der Kaiserin Marie ist alles enger, beschränkter, bescheidener und später auch trüber und düsterer.

Sie war eines guten Charakters und eines liebevollen Herzens, wenn auch ohne die Wärme, die von ihrer Schwiegermutter, der preussischen Charlotte, ausging, dabei ohne jede Sentimentalität und auch ohne den Enthusiasmus, die Begeisterungsfähigkeit, die Helene Pawlowna so anziehend machen. Das vielfältige und zersplitterte Treiben, in dem Marie stand, zog eine nur zu leicht verständliche Art in ihr groß, die auf den ersten Blick wie Oberflächlichkeit wirkt. Geht man genauer auf ihre Persönlichkeit ein, so sieht man indes, daß sie durchaus nicht oberflächlich war.

Sie ist das namentlich nicht, von den Beziehungen zur Familie schon ganz abgesehen, in ihrer Stellung zur Religion, in die besonders ihre Briefe an die Schwägerin Elisabeth gute Einblicke gewähren. Diese gehörte der streng orthodoxen evangelischen Richtung an. Marie war das durchaus nicht. Sie ist aufrichtig fromm; besonders das Abendmahl ist ihr sehr wert und wichtig. Sie war im evangelischen Glauben aufgewachsen. Dann hatte sie, in dem bekannten Zwang, dem sich wie selbstverständlich die nach Rußland heiratenden deutschen Fürstentöchter unterwerfen mußten, den griechisch-orthodoxen Glauben annehmen müssen. Die Art, wie ihr

der andere Glaube nahegebracht wurde — in anderem Zusammenhang ist davon genauer zu sprechen —, hat wohl bewirkt, daß sie eine über den Dogmen stehende Gefühlschriftin wurde. Sie bringt dies in den Briefen an Elisabeth unverhohlen, wenn auch unbeholfen, zum Ausdruck, ohne pietistischen Anstrich, aber ernst, ehrlich und herzlich, in einer schlichten Gläubigkeit und durchaus jeder Unduldsamkeit fern.

Was Marie an Wärme und Liebesfähigkeit in sich trug, galt ihrem Mann und der Familie, der eigenen, die schnell anwuchs, und der in Darmstadt.

Sie hat an ihrem „Sascha“ — so heißt er in den Briefen, bis die Bezeichnung durch „Kaiser“ und „Empereur“ abgelöst wird — sehr gehangen. Von Haus aus war vielleicht seine Zuneigung stürmischer und stärker gewesen, als die ihre, aber es ist bei ihr eine gute und feste Liebe geworden und geblieben, die auf ihrer Seite durch nichts alteriert worden ist. Aus ihren Briefen klingt nicht ein starker und inniger Herzenston, dazu fehlt es etwas an der tieferen fraulichen Wärme, aber er war das Zentrum ihres Lebens und Denkens, und blieb es auch, als sich neben ihr die andere Frau immer fester einnistete.

Mit sehr sicherem Takt zieht die Frau ihren Familienangehörigen die Grenze gegenüber ihrem Manne, der ihnen allen immer der „Kaiser“ ist, wie sie ihn absichtlich selbst in den vertrautesten Briefen nennt. Für ein Verhältnis zwischen Mann und Frau wie bei Nikolai II. und der Zarin Alexandra¹⁵⁾ fehlten in den Naturen Alexanders II. und seiner Gattin alle Voraussetzungen. Beherrschen hat Marie ihren Mann niemals gewollt und gekonnt. Ob und wie weit sie Einfluß auf ihn üben wollte und konnte, sei später untersucht.

Was die Gatten trotz aller Trennungsmomente doch dauernd zusammenhielt, war die große Familie. Und zwar gilt für beide, daß das nicht nur die eigene war, sondern ebenso die Verwandtschaft Alexanders wie die Mariens. Erst kamen die Kinder, acht an der Zahl: Alexandra (genannt Lina, schon 1849 gestorben) — Nikolai (Nixa) 1865 gestorben — Alexander (der spätere Alexander III., Sascha, seit der Vater nur mit „Kaiser“ bezeichnet wird) — Wladimir — Alexis — Marie (die Gattin des Herzogs Alfred von Edinburg) — Sergius — Paul. Dann die Geschwister Alexanders II. mit ihren Familien: Marie — Olga — Alexandra — Konstantin — Nikolai — Michael. Dementsprechend auf Mariens Seite: die Brüder Alexander und Carl samt Frauen und Kindern — dem ältesten Bruder Großherzog Ludwig (III., 1806—1877) und auch

¹⁵⁾ Siehe das charakteristische Zitat dazu bei Graf G. Lambsdorff, Die Militärbevollmächtigten Kaiser Wilhelms II. am Zarenhofe 1904—1914 (Berlin 1937), S. 42.

seiner Frau Mathilde standen die anderen drei Geschwister, eben Karl, Alexander und Marie, unter sich herzlich verbunden, in erheblicher und kritischer Distanz gegenüber. Daran schlossen sich die Weimarer Verwandten des Zaren, Carl Alexander und Sophie.

Zum Bruder gehörte auch dessen Frau, die Gräfin Julie Haucke, spätere Prinzessin von Battenberg. Was aus dieser Verbindung — die Details sind zur Genüge aus Corti bekannt — etwa an Unangenehmem und Peinlichem für Marie, die Thronfolgerin, gewesen sein mochte¹⁰⁾, existierte für sie nicht mehr. Das zeigt die Art, wie sie sich zur Schwägerin und den Kindern stellte, in sehr liebenswürdiger und für Marie sprechender Weise. Unter dem 11./23. September 1876 schreibt Marie dem Bruder bei Gelegenheit von dessen Silberhochzeit: Julie sei das Glück seines Lebens geworden, die ganze Familie habe gezeigt, daß alles Schmerzliche in der Vergangenheit heute ausgelöscht sei, „sie gilt uns nur als geachtete und geliebte Gattin und Mutter, mit ihren vortrefflichen Kindern“ — sie sage das auch im Namen des Kaisers. Andererseits hatte das die Gräfin Julie auch durch vollendeten, beinahe demütigen Takt gegenüber der Schwägerin, in der sie ganz in erster Linie die Kaiserin, „ihre“ Kaiserin, sah, erleichtert.

Nun kommen noch die verzweigten Familienbeziehungen nach Bayern, Preußen und später — ab 1874 — nach England, mit der Heirat der einzigen, beiden Eltern besonders nahestehenden Tochter Marie mit dem Herzog Alfred von Edinburgh. Mit dieser Vermittlung hatte sich Graf Peter Schwalow zum Teil seine diplomatischen Sporen verdient, doch ist es eine eigentlich politische Heirat weder gewesen noch geworden. Die Großfürstin Marie wurde auch, wenigstens in den ersten Jahren, in England nicht heimisch, und ihre Mutter, die England überhaupt nicht kannte, teilte oder verstand diese Empfindungen. Die Kaiserin war von einer Anglomanie, die zu Zeiten in der russischen hohen Gesellschaft grassierte, völlig frei. Dafür bestand in ihr eine kräftige Abneigung gegen die „Queen“, die durch Mariens nicht gutes Verhältnis zu ihrer Nichte Alice gesteigert wurde, der Tochter der Königin Viktoria und, seit 1862, Gattin des späteren Großherzogs Ludwig IV. von Hessen. Die Lektüre dieser Briefstellen gegen die Königin Viktoria — die übrigens zu der Darmstädter Verwandtschaft immer recht freundlich war —, wobei auch der Bruder Alexander seiner Stimmung die Zügel schießen ließ — ist amüsant, zeigt, daß die kranke Frau noch recht lebhaft empfinden und sich ausdrücken konnte. Es ist gleichgültig, wer dabei im Recht war, die englische Königin oder die russische Kaiserin, das hat keine politische Bedeutung — was nicht ausschließt, daß Marie das englisch-russische

¹⁰⁾ Die Angelegenheit spielte bis 1851, bis zur Vermählung Alexanders mit Julie Haucke.

Verhältnis, auch in Asien, durch russische Augen verfolgt und richtig würdigt.

So ergibt sich ein Schwarm von Namen und Beziehungen und Interessen, der im Herzen; in den Gedanken und Interessen der Kaiserin einen außerordentlich großen, vor allem anderen den größten Raum einnimmt. Man muß sich einen ganzen Katalog der Kose- und Spitznamen machen, mit denen in der Korrespondenz diese vielen Prinzen und Prinzessinnen geführt werden. Dabei interessieren die Kaiserin immer die Eheverbindungen viel weniger. Ehestifterin, wie gar manche ihrer fürstlichen Kolleginnen, ist sie, soweit zu sehen, niemals und sicher niemals mit Leidenschaft gewesen. Im Vordergrund stehen ihr die mütterlichen Sorgen und zwar überwiegend praktischer Art. Ihre Fähigkeit zur Liebe, wie ihr völliger Mangel an Sentimentalität kommen dabei zu lebhaftem Ausdruck. Das Urteil über Kinder und Verwandte ist durchgängig frei von jeder Voreingenommenheit, Schwärmerei und dergleichen, aber auch frei von jedem unangenehmen Zug. Niemals klatscht sie, niemals fällt ein böses oder hämisches oder mokantes Wort. Wo sie schilt oder gar schimpft, kommt es hier, wie jedermann gegenüber, ganz offen und frei heraus. Es ist eine menschenkluge, aber sehr verwandtenliebe Frau, Mutter, Schwester, Tante, Schwägerin usw., die da schreibt. Aber man kann nicht leugnen: das macht sehr einen sozusagen Hühnerhofeindruck, familienhaft bis zur Familienmeierei. An die Korrespondenz Katharinas II. darf man bei diesen Briefen nicht denken, und mit diesem Zuge scheint die ganze Persönlichkeit Mariens schon umrissen und an ihre geschichtlich richtig gesehene Stelle gerückt. Aber das ist doch zu scharf und wäre ungerecht! Ihre Briefe enthalten mehr; wir wenden uns zunächst ihrem Inhalt nach der russischen Seite zu.

3. Hof und Umgebung; ihr Milieu in Petersburg.

Der bisher bezeichnete Kreis war so groß und nahm Marie so sehr in Anspruch, daß Umgebung und Hof erst in ziemlich großem Abstände kamen. Und viele sind es nicht, die ihr daraus wirklich nahegestanden haben. Nahe stand ihr die Erzieherin und Freundin aus der Kinderzeit, die Baronesse Marianne von Granch, die bis zu ihrem Tode bei ihr in Rußland lebte (1864).¹⁷⁾ Es ist die einzige deutsche Persönlichkeit in ihrem Kreise; irgend ein Einfluß dieser Dame ist nicht zu erkennen. Die Hofumgebung der Kaiserin war ausschließlich russisch. Die paar deutschen Namen darin gehören — mit Ausnahme der Gräfin Ferzen, der Tochter des preussischen Generals von Rauch, die aber nicht Glied der unmittelbaren Umgebung war, — der russischen Aristokratie an. Deutsch-baltische Namen kommen — mit der einzigen Ausnahme

¹⁷⁾ Татищев, а. а. О., I, S. 114; Corti, а. а. О., S. 186.

des Grafen Alexander Kenjerling — in ihrem Kreise oder Verkehre überhaupt nicht vor. Das kann kein Zufall sein! Sind doch Deutsche, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Blut und der Gesinnung nach, trotz aller Verschiebungen von Alexander II. bis zu Nikolai II. in der allernächsten Umgebung des Herrscherpaares geblieben: es sei nur ein Name wie der von Otto von Richter genannt. Daß ihre Umgebung russisch war, ergab sich am Anfang wohl von selber. Aber Marie hat sich daran merkwürdig schnell gewöhnt, fühlte sich darin bald zu Haus und hat das offenbar auch so gewollt. Was diese Zusammenfügung allgemein, politisch bedeutete, berührt schon die interessanteste Frage in unserem Thema.

Als Freunde nennt sie einen Dolgoruki, der einer der ältesten Freunde Alexanders II. war, und besonders Wl. Barjatinski kleine Scherze, wie „mon fidèle adorateur“ über den genannten Fürsten Suworow (1862) lassen wir beiseite, für Tändeleien, Flirt und mehr war sie zu kühl, es ist schlechterdings nichts von dergleichen zu entdecken. Aber nahe stand ihr ihr langjähriger „grand maître“ und Schatzkammerverwalter und Reisebegleiter, der Fürst Wladimir Barjatinski, dessen Tod 1875 sie sehr beklagt, sie nennt ihn unerseßlich, einen edlen und anhänglichen Charakter. Er war Flügeladjutant des Thronfolgers gewesen und Freund des Bruders der Marie von Jugend auf. Beide Geschwister haben sehr an ihm gehangen. Politisch hat er kaum etwas bedeutet. Er war der Bruder des Feldmarschalls Alexander Barjatinski (1814—1879), der eine bestimmte und zwar oppositionelle Stellung einnahm, aber das hat für Marie nichts bedeutet.

Nicht zur Hofumgebung, aber zum engen Verkehrskreis gehörten zwei sehr bedeutende, wenn auch sehr verschiedene Köpfe: Aleksej Tolskoj und Alexander Kenjerling. Der zweite ist, wie erwähnt, der einzige baltische Name, der überhaupt in Mariens Kreis erscheint, und zugleich der bekannte Freund des Fürsten Bismarck. Das oben zitierte Urteil des hochgebildeten, unabhängigen, durchaus evangelischen und deutschen baltischen Edelmannes, der die Kaiserin gut kannte, ist sehr wertvoll.

Graf Aleksej Tolskoj (1817—1875) ist der vor allem durch seine Dramen bekannte Dichter dieses Namens. Daß Marie ihn als Dichter und Menschen sehr hoch schätzte und gern mochte, dafür liegen genug Beweise vor. In seinen Briefen an seine Frau erscheint sie öfter: er findet sie nicht genügend geschätzt, sie habe klare und weite Gedanken, er nennt sie eine „hochherzige Frau“ und „fürchtbar (ushasno) zartfühlend“. In einer Widmung seiner Werke an sie 1866 bringt er ihr seine Huldigung dar. Vielleicht hat ihr Bild dem wirklich bedeutenden Poeten auch bei den feinen Grußworten vorgeschwebt, die er die Bojaren an Xenia im „Boris Godunow“ richten läßt.¹⁸⁾

¹⁸⁾ 1. Akt; Werke II, 291. Marie zog den „Boris Godunow“ den beiden anderen Stücken der Trilogie vor.

Tolstoj, der ihr häufig seine Werke vorlas, verband sie etwas mit der russischen Literatur und geistigen Welt Rußlands. Dem seien angefügt die Namen von Peter Wjasemski und von Tjuttschew, dem Lyriker. Mit dem letzteren Namen aber wird noch etwas anderes angeschlagen. Tjuttschews eine Tochter Katharina (gest. 1882) war Hofdame der Kaiserin, die andere, Anna, Erzieherin der Großfürstin Marie. Mit diesen Damen, zu denen sich noch die Gräfin Antonina Bludow und andere der gleichen Art gesellen, sind wir im eigentlichen und bestimmenden Entourage der Kaiserin vor allem in der zweiten Hälfte ihrer russischen Zeit. Es sind die Exponenten der Slawophilie, der mystischen Geistigkeit, des Panlawismus, einer Gedankenwelt am Hofe, die, ohne den Kern ihres Wesens zu ersticken, die Kaiserin immer stärker einhüllte und sie immer stärker abschloß gegen das, was protestantisch und deutsch war.

Alexander Kenzserlings offenbar sehr scharfsichtiges Urteil über ihr Verhältnis zu ihrer Umgebung¹⁹⁾ sagt viel über diese wie über die Kaiserin. So sind ihr in dem ungeheuren Menschenwirbel, der um eine Zarin herumging, nur sehr wenige nähergekommen. Was sie an Freundschaft aufbrachte, galt der großen Familie und Verwandtschaft. Doch sei ihr Wort festgehalten beim Tode eines treuen deutschen Dieners dreier Zaren, des genannten Barons Peter Menendorff, an dessen Witwe (März 1863) sie schrieb²⁰⁾: „Mir ersetzt niemand dies treue Herz, aber ich möchte für die Seinigen den Namen behalten, den er mir gegeben hatte, die Freundin, und es in Wahrheit sein.“ Das ist ein leiser echter Ton aus dem „jardin secret“ dieser Frau.

Sie fühlte, müde geworden, daß „la partie féminine de la cour aurait besoin d'être rafraichie, je ne m'y décide pas ayant peur de me charger de la jeune femme.“²¹⁾ Sie wußte noch länger, daß sie darin in keiner Weise mit der Großfürstin Helene rivalisieren konnte, und war nach deren Tode (1873) zu krank, um etwas von dieser Art Umgebung um sich zu sammeln. Auch einen Kreis, wie er ihre Schwiegermutter umgeben hatte, zu schaffen und festzuhalten, hatte sie weder Anlage noch Kraft.

So lebte sie in einem merkwürdig differenzierten Milieu. Sie lebte mit den hessischen Verwandten, also in deutschem Kreis, am engsten, seit der Gatte sich ihr so sehr entzog. Sie lebte mit ihren Kindern, sobald sie groß geworden waren, nicht mehr eng zusammen. Sie war persönlich-immerlich mit russischen Menschen nur lose verbunden. Aber sie lebte mit ihrer nächsten ausschließlich russischen Umgebung durchaus in der religiös-nationalen Gedankenwelt des Russentums, viel mehr und tiefer als ihr Gemahl es je-

¹⁹⁾ S. oben S. 88. — ²⁰⁾ A. a. O., I, LXXX III.

²¹⁾ An den Bruder 8./20. Dezember 1873.

mals getan hat. Und das ergibt das eigentümlich reizvolle psychologische Problem in ihrer Biographie. Es findet sich so gar nicht bei Katharina II., Maria Seodorowna, bei Elisabeth und Alexandra, den Gemahlinnen Alexanders I. und Nikolais I., auch nicht bei ihrer Nachfolgerin Maria Seodorowna, und es schlägt eine Brücke zu den beiden anderen hessischen Prinzessinnen in Rußland, in deren Leben es eine noch größere Bedeutung hat, den beiden Großnichten der Marie: der Großfürstin Sergius und der Alexandra Seodorowna, der letzten Romanow-Zarin. Es sei aber nicht gleich dieser Weg in ihr Verhältnis zu russischem Wesen und Volk weitergegangen, sondern erst gefragt, wie sie war als Frau deutscher Blutes, als Deutsche im Ausland.

4. Marie als Deutsche und in ihrem Verhältnis zu Deutschland.

Sie war ein Glied der deutschen Fürstengesellschaft, der es noch nicht allzu schwer war, in das Internationale hinüberzuspielen, aus der vormärzlichen Zeit. Rassistisch, blutmäßig war sie durchaus und rein deutsch, und sie hat einen Mann geheiratet, dessen Mutter, Großmutter und Urgroßmutter Deutsche waren und in dessen Adern das slavische Blut in jedem Falle sehr verdünnt floß. Marie ist eine Deutsche und hätte sich gewundert, wenn man sie gefragt hätte, in welchem Sinne sie das denn sei und was das für sie bedeute. Sie kam aus einer Sphäre, in der Dynastie, Staat, Volkstum noch naiv gleichgesetzt wurden und durcheinander gehen. Sie ist deutsch: physisch, wesenhaft, triebhaft und unbestimmt gefühlsmäßig. Die nationale Bewegung aus den Napoleonischen Tagen hatte sie und das Milieu, in dem sie erwuchs, nicht ergriffen. Und unter den Schwestern ihrer badischen Mutter waren nicht nur die Fürstinnen von Bayern und Braunschweig, sondern auch die Königin von Schweden und die Kaiserin von Rußland (die Gemahlin Alexanders I.). So weitete sich für sie die deutsche Fürstengesellschaft zu jener international-europäischen Fürsten-camaraderie, die noch, wenn auch abnehmend, recht bedeutsam war. Deren Züge prägten sich in das Wesen der hessischen Prinzessin tief und unverlierbar ein, und sie stieß sich auch später, als die Verbindungen mit England dazu kamen, an den schon recht deutlich werdenden Gegensätzen daraus nicht. Im Briefwechsel von Bruder und Schwester — des hessischen Prinzen, der hintereinander russischer Offizier, österreichischer General, General im Heer des Deutschen Bundes war und schließlich einen Sohn (später zwei) in der preussischen Armee und einen in der englischen Kriegsmarine hatte, und der russischen Kaiserin — wird 1877/78 sehr ausführlich behandelt, daß in dieser Krise der eine dieser Neffen Mariens, Alexander (der spätere Bulgarenfürst), in der russischen Armee diente, und der andere, Ludwig, in der englischen Kriegsmarine, in der er ja später

zu den höchsten Würden aufgestiegen ist. Die englisch-russische Spannung dieser Zeit brachte den Brüdern vorübergehend eine peinliche Situation. Das wird weitläufig besprochen, aber nirgends klingt an, daß das doch nicht nur eine sonderbare Anomalie, sondern schon etwas Unmögliches, eine Art Landsknechts-Situation geworden war. Darin sah man in dieser Fürstengesellschaft nichts Besonderes. Aber die Ereignisse, wie die geistige Bewegung der Zeit führten für die Kaiserin Marie doch dazu, daß mit der Naivität, in der sich noch ihre Schwiegermutter darin zurechtgefunden hatte, für sie in diesen Problemen nicht mehr durchzukommen war.

Sie war nicht ohne Verständnis und Empfindung für deutsche Einigung und Größe; 1848 — da ist dieser Ton, verstärkt durch die Sorge vor der Revolution, besonders kräftig — und später klingt manches davon in ihren Briefen an. Sie hat nicht wie Katharina II. sich bewußt vom deutschen Wesen getrennt, um, wie diese politisch russisch und geistig französisch zu werden. In Religion und Literatur bleibt Deutschland ihre geistige Heimat. Aber sie sah diese durch die Augen der Hessin aus dem Darmstädter Land und der Tochter aus dem Darmstädter Herrscherhaus. Und vor diese Augen, die bis dahin nicht weiter auf den heranreisenden nationalpolitischen Problemen gewieilt hatten, traten nun der Kampf um Schleswig-Holstein, der sie nur wenig berührte (trotz bekannter russischer Interessen daran), der Bruderkrieg von 1866, der sie aufs tiefste ergriff, und in den ihre Heimat auch verwickelt, dann bedroht war, trat 1870 das Reich und Bismarck, der ihr in diesen Jahren ganz anders erschien als damals, da er preußischer Gesandter an ihrem Hof gewesen war.

Die so für die Frau entstehenden nationalen Fragen nimmt sie in erster Linie persönlich-familiär, und sonst erleichtert sie sich den inneren Konflikt durch die längst angenommene Gewohnheit, alles doch einfach vom russischen Interessenstandpunkt aus zu betrachten. Nicht nur, weil ihr „Sascha“ das so vertrat und auseinandersetzte — mit bemerkenswerter Kühle und Klugheit setzt sie dem (z. B. 1866) höchst erregten und dringlich werdenden Bruder die russische Staatsraison entgegen.

Das hat ihr die so entstehenden Konflikte leichter gemacht. Aber die Sorgen und das, was Gemüt und Gefühl berührte, hat es ihr nicht aus der Welt geschafft. Sie war ja eine wenn auch nicht leidenschaftlich, so doch lebendig empfindende Frau, deren Bruder im 66er Krieg stand, deren Heimatland und Familie bedroht schienen. Man kann sich ohne viele Belege vorstellen, in welchem Stil das in der Aufregung des Sommers und Herbstes 1866 zwischen den Geschwistern behandelt wird. In der Abneigung, ja Wut gegen den alten preußischen König namentlich — Bismarck ist für sie überhaupt das Untier geworden — sind sie sich ganz einig. Aber weder teilt die Schwester irgend die österreichischen

Sympathien des Bruders (sie denkt immer an 1849 und 1854 und auch an 1863), noch fällt die russische Kaiserin auch nur einmal in den Ton, in dem sich die Wut des österreichischen und Bundesgenerals und Hessenprinzen gegen den preußischen Leviathan aussprach. Nicht nur die russische Staatsraison, auch die machtbewußte Überlegenheit, mit der sie ganz ohne Berechnung und ganz unwillkürlich spricht, sind damit Zeichen der Entwicklung, die sie genommen hatte; sie glaubt, daß der König und besonders Bismarck wünschen Hessen zu schonen, ebenso wie Württemberg, „pour ne pas nous heurter de front“ (an den Bruder 6./18. August 1866).

Ohne Zweifel ist das die Folge ihrer Gespräche mit dem Gatten. Sie wurde dadurch Sprachrohr seiner Ideen und Meinungen, an deren Linie sie sich immer hält, genauer, die sie sich unwillkürlich und ohne inneren Widerstand zu eigen gemacht hatte. So trat sie den Verwandten, insonderheit dem Bruder gegenüber auf. Diese versuchten aber natürlich auch sie wiederum zum Sprachrohr und zur Fürsprecherin ihrer Wünsche zu machen, besonders in den Annexionsorgen. Dabei wird man von einem besonderen, starken, gar entscheidenden Einfluß Mariens auf Alexander nicht sprechen können. Die Linie, die er 1866 darin einhielt, war die seine. Ihn über diese hinaus zugunsten der Verwandten zu drängen, war nicht möglich — das wird Marie auch gleich gefühlt haben. Im übrigen hat sie sicher das ihrige getan, den Wünschen der Heimat, die auch die ihren waren, auf alle Weise zu helfen. Im Stil der Helene Pawlowna nach der einen wie anderen Seite das zu tun, das vermochte sie nicht. Dazu fehlten ihr auch die Fähigkeiten und die Beziehungen, geradezu ein Organ der Politik zu werden, wie es Helene 1866 nur zu gern für Alexander und ihre Verwandten bei König Wilhelm wurde. Über den Friedensschluß schreibt Marie dann an den Bruder (25. August/6. September 1866): „Alles das kann nicht dauerhaft sein. Bien mal acquis ne profite pas. Das sehen wir bei Polen, obwohl wir recht unschuldig dabei sind.“

In den Jahren zwischen 1866 und 1870 tritt das Interesse an der preußisch-deutschen Politik sehr zurück. Es rückt in die Reihe der Fragen russischer Politik, die sie bewegen, einfach mit ein. Auch die innerhessischen Fragen, die den Bruder lebhaft interessieren, finden bei ihr keinen Widerhall; auf Bemerkungen des Bruders darüber geht sie niemals ein. Nach Kriegsausbruch nimmt sie, wie 1866, an den Kriegsleiden, Verwundeten und allem für die hessische Heimat lebhaften Anteil: der Standpunkt der „barmherzigen Schwester“ bestimmt bei ihr, die sich noch beim Krimkrieg um nichts davon gekümmert hatte, 1866 wie 1870, wie ebenso 1877/78, den Briefwechsel mit dem Bruder, noch mehr mit beiden Schwägerinnen Julie und Elisabeth. Für das Nationale

und Politische aber seien drei besonders charakteristische Äußerungen von ihr aus den Briefen an den Bruder mitgeteilt.

Am 8./20. Juli 1870 schreibt sie, sie sei in großer Sorge um den Bruder und seine Familie und rechne mit der Besetzung Hessens durch die Franzosen, der Kaiser sei schweren Herzens darüber, daß er diesen „absurden Krieg, der nicht einmal den Vorwand eines national-deutschen Interesses habe“, nicht habe verhindern können. „Certes, je n'ai pas de sympathies pour la Prusse, mais cette fois la France s'est mise complètement dans son tort et la défaite de l'une et de l'autre partie sera probablement la révolution. Dieu donne que rien ne nous fasse sortir de notre neutralité pourvu que l'Autriche s'y maintienne. Je crains l'aventureux Beust, car avec sa manière de s'appuyer sur les nationalités, nous ne pourrions pas en vue de la Pologne y rester indifférents.“ „Les sympathies publiques chez nous sont pour la France, par antipathie de la Prusse, et le seraient encore plus si on ne trouvait pas l'agression, dans ce cas, injuste de la part de la France. Quant à moi, je n'ai de sympathie ni pour les uns ni pour les autres, mais je crains l'outrecuidance du vainqueur quelqu'il soit et la révolution comme conséquence de la défaite tant en France qu'en Allemagne.“ Der Brief zeigt, wie sehr die deutsche Fürstentochter das, was oben die russische Staatsraison genannt wurde, sich angeeignet hatte, und wie fern sie einem bewußt-deutschen Nationalgefühl stand.

Dann ein langer Brief von voller Unmittelbarkeit, nach Sedan, vom 3./15. September: „Wie Großes hat sich seit meinem letzten Brief zugetragen. Einen kurzen Augenblick haben wir gewiß alle gehofft, dem Frieden nahe zu sein, bis jetzt leider wenig Hoffnung. Ich bedaure sehr, daß die deutsche Presse und das Publicum sich auf eine solche Höhe der Exaltation (sol) und Forderung hinaufgearbeitet hat, daß für Vernunftgründe kein Raum mehr ist. Die Preussische Regierung, als sie diese Stimmung wahrscheinlich encouragierte, ne s'est je crois pas rendu compte des embarras qu'il se préparait. Quel gouvernement en France osera offrir plus que celui-ci, c. à d. les frais de la guerre très largement, une partie de la flotte et même quoique ceci n'est pas été dit officiellement, le démantèlement des forteresses! Quelle chance a pour le moment la forme monarchique en France, ainsi au premier nouveau revers le gouvernement actuel sera renversé, et quoi après? les socialistes, la république, avec qui traitera-t-on alors? Pour le moment Favre ne demande qu'une chose, l'armistice, qui donne aux passions le temps de se calmer, toutes ces communications sont jusqu'à présent modérées et dignes, surtout pour un républicain. Ce qui me frappe, c'est qu'en principe toute l'Allemagne ou à peu près veut l'Alsace et la Lorraine, mais en particulier

chaque état sent que de s'attacher ce grelot est une entreprise très hasardée, nous savons par la Pologne ce qu'est une province que la force seule contient. Je suppose que Bismarck lui-même est assez embarrassé de la solution pacifique. Je ne m'intéresse pas particulièrement au sort de Paris, mais certes son bombardement n'ajoutera rien à la gloire des armées allemandes, comme je déplore aussi celui de Strasbourg. Ils doivent être aux abois, à Paris, car ils frappent à toutes les portes et surtout à la nôtre pour obtenir l'armistice. Officiellement l'Empereur n'a pas voulu en prendre l'initiative, pour ne pas risquer un refus, mais Reuss a été chargé de le communiquer à Bismarck. Du reste, nous ne savons encore rien des bases sur lesquelles on consentirait en quartier général de traités, nous attendons cette communication. À vrai dire, la Prusse n'ose pas nous mettre sur le même pied que le reste des neutres dont l'attitude a été en partie douteuse, tandis que la nôtre a puissamment aidé aux succès des armées allemandes. Ceci m'amène à parler de l'Autriche qui n'a pas manqué de sincérité, je crois, dans ses réponses par Chotek, mais éminemment d'habileté et de tact. Nous lui prouvons notre désir sincère d'une neutralité désarmée, lui prouvant qu'elle n'est pas menacée. Elle répond, j'arme, donne pour raisons ses frontières, la Bavière dont toute l'armée est en France, la Suisse et Roumanie comme foyers révolutionnaires, est-ce sérieux, et ajoute je serai charmé que vous en fassiez autant. Pourquoi, contre qui? Pour forcer l'Allemagne à faire un prix équitable c'est absurde, nos intérêts n'y sont pas engagés à ce point."

Und zur Entstehung des deutschen Kaiserreichs, am 5./17. Dezember 1870 geschrieben: „Wie wird sich Deutschland in seiner neuen Gestaltung entwickeln! Wie lange dauert es bis zur nächsten Umwälzung! Seit 66 ist alles möglich. Das Kaiserreich hat Du beim Ausbruch des Krieges prophezeit. Es klebt zu viel Blut an dieser Kaiser-Krone, als daß sie, mir dünkt, beneidenswert sein könnte. Bayern hat sich gute Bedingungen erworben und spielt jetzt den Großmütigen, und bei allem dauert der Krieg fort, der Widerstand wird hartnäckiger, darüber kann das Frühjahr kommen und dem Jammer und Elend ist kein Ende.“ Welch ein Unterschied hier zwischen Marie und der Großfürstin Helene Pawlowna, die jubelnde Glückwünsche — in deutsch, en clair! — an König Wilhelm ins Hauptquartier schickt, die leidenschaftlich an der Reichsgründung teilnimmt! Noch mehr: die sich lebhaft und sich selbst exponierend für die wohlwollende Neutralität Rußlands im Sommer 1870 einsetzt. Und hier war die Aufgabe wichtiger, notwendiger und brennender als 1866! Nirgends jedoch ist ein Eintreten, ein Einwirken Mariens in diesem Sinne zu bemerken. Allerdings auch nirgends nach der anderen Seite, was sich aus ihrer dauernd festgehaltenen Feindschaft gegen Osterreich von selbst ergab. Sie stand

dabei in vollem Gegensatz zu dem immer austrophil bleibenden Bruder.

Zwar: als der Bruder es ablehnte, beim Abmarsch der hessischen Truppen ins Feld zugegen zu sein, verweist sie ihm das freundlich, aber deutlich (2./14. August). Der Bruder kultivierte die alte Mißstimmung von 1866 her noch gewissermaßen mit Liebe, die Schwester fühlt sich und steht kühl in großem Abstand vom deutschen Geschehen. Bismarcks strahlende Persönlichkeit hat ihr in seiner Petersburger Zeit Eindruck gemacht, sie vergleicht ihn sehr bestimmt mit Vorgänger und Nachfolger: „er sprach das deutsche in einer Vollkommenheit wie ich es niemals und schon gar nicht bei einem Preußen in so bündiger Art und Weise gehört habe“.²²⁾ Dann ist er ihr der Mann von 1866 geblieben. Von ihm, von Preußen, von deutschem Nationalgefühl hielt sie eine immer stärker betonte Distanz. Das haben die preußischen und deutschen Vertreter empfunden: Schweinitz, Reuß²³⁾, Werder. Ein Verhältnis des Vertrauens hat zwischen ihnen und der deutschblütigen Kaiserin nicht bestanden. Kommt doch auch in deren Briefen an Bruder und Schwägerin der Name Schweinitz niemals vor und der von Reuß nur selten, etwa in Verbindung mit der Frage seiner Weimarschen Heirat²⁴⁾! Gegenseitig bestand Distanz und „souçon“. Die Vertreter Deutschlands kamen nicht in den Kreis der Kaiserin und konnten aus direkten Beziehungen zu ihr nicht oder sehr wenig an Bismarck berichten, der die Kaiserin doch durch die Augen seiner Diplomaten in Petersburg sah. Daß die Kaiserin so zwischen sie und sich Distanz legte, sagt eigentlich schon genug davon, wie sie dachte und empfand. Das ist ein großer Unterschied gegenüber Mariens Schwiegermutter Alexandra (Charlotte), in der die preußischen Herren stets noch die preußische Königstochter sehen konnten, und an die sogar Rußlands Vertreter am Berliner Hof, Peter Menendorff, längere Zeit — deutsch schrieb²⁵⁾!

Dazu kam, daß engere Beziehungen mit dem Berliner Hofe für Marie nicht bestanden — woher sollten sie kommen? Einige charakteristischste Äußerungen Mariens seien festgehalten. Vom 5./17. Mai 1848 (an Elisabeth), sie müsse viel an Wilhelm von Preußen denken: „Armer Wilhelm, mit seinem edeln Herzen und Charakter und seinem festen Willen, der so gut wußte was er wollte, allein das können sie ja jetzt alles nicht brauchen.“ Vom 8./20. Juni 1866 (an dieselbe): „Armer schwacher verblendeter König von Preußen, der in seinen letzten Jahren solches Unglück über Deutschland bringt.“ Ebenfalls 1866 an Wilhelm²⁶⁾: „Retten

²²⁾ An den Bruder 4./16. April 1862.

²³⁾ Siehe z. B. einen Ausdruck dieses Empfindens durch Reuß vom Januar 1871, Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen II, 437.

²⁴⁾ In sehr kühlter Erwähnung, 15./27. Oktober 1875.

²⁵⁾ A. a. O., I, XLIV. — ²⁶⁾ Robolsky, Damenpolitik.

Sie Hessen!" Und am 26. April aus Baden-Baden, wohl 1878 an Wilhelm ²⁷⁾: „Ew. Majestät erlauben mir meinen Dank für den gnädigen Brief auszusprechen und für die Güte mir geschrieben zu haben die mich sehr gerührt in diesem Augenblick wo die Zeit Ew. Majestät so weit muß in Anspruch genommen seyn. Ich theilte den Inhalt des Briefes dem Kaiser mit, worauf er mir heute den beiliegenden Brief schrieb, den ich mir erlaube Ew. Majestät weiter zu befördern. Ich darf Ew. Majestät kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen und verbleibe Ew. Majestät treu ergebenste Cousine Marie.“ Kaiser Wilhelm war übrigens immer von besonderer Liebenswürdigkeit gegen Mariens Familie. Er kam den Wünschen für „Sandro“ — das ist der spätere Bulgarenfürst —, die zu erfüllen nicht immer ganz leicht war, immer entgegen. Fast widerwillig erkannten der Vater und die Tante das an, die sich unter den Kindern ihres Bruders am stärksten für Marie (die spätere Fürstin Erbach) und eben „Sandro“ interessiert.

Es ist bezeichnend und wie selbstverständlich, daß der Bericht über Marie als Deutsche immer wieder einmündet in die Familienangelegenheiten, die sie an Deutschland weitaus am stärksten festhalten. Sie ist innerlich nicht dem deutschen Wesen entfremdet, sie ist nicht Russin geworden. Sie korrespondiert auch überwiegend deutsch. Aber eine bewußte Deutsche, wie es Helene Pawlowna geblieben ist, ein Stück Auslandsdeutschtum also, in bewußter Ausprägung, ist Marie ganz und gar nicht gewesen. So waren ihr auch die deutsch-baltischen Sorgen gleichgültig und fremd. Unter Deutsch verstand sie die Familie und das hessische Land. Sicherlich trat ihr stets und zuerst in Wort und Begriff deutsch die Landschaft um ihren „Heiligen Berg“ vor die Seele, den der Bruder besaß, den später ihre Nichte, die Fürstin Marie Erbach, so anschaulich geschildert hat ²⁸⁾, der auch ihrem Gatten ein so gern aufgesuchtes buen retiro war, Gegenstand ihrer Liebe, ihres Heimatgefühls, ihrer Sehnsucht. Es ist nicht bekannt (wahrscheinlich ist es), ob sie Turgenjews Novellen, in denen manchmal die west- und südwestdeutsche Landschaft so schön beschrieben ist, kannte. Wenn ja, dann mochte im Gedanken an den „Heiligenberg“ immer durch ihre sehnsüchtige Seele das Motto aus den „Frühlingswogen“ ziehen: „Fröhliche Tage, sonnige Stunden, gleich Frühlingswogen seid ihr verrauscht.“ Und darin faßte sich ihr doch alles zusammen, was das Wort deutsch ihr bedeutete!

5. Mariens Verhältnis zum russischen Wesen, Volk, Staat.

Bei der Frage nun nach ihrem Verhältnis zu russischem Wesen, Volk, Staat ist nicht zu übersehen, wie sich darin die geistige Lage in Rußland verändert hatte für Marie gegenüber ihren

²⁷⁾ Hansarchiv Charlottenburg. — ²⁸⁾ Erinnerungen.

Vorgängerinnen aus deutschen Fürstenhäusern. Das wird am besten deutlich wiederum im Unterschied gegen Helene Pawlowna, die, 17 Jahre älter als die kaiserliche Nichte, neben ihr gerade die dafür so wichtigen sechziger Jahre durchlebt hat. Helene ist von der Entwicklung des russischen Nationalbewußtseins — sie ist 1873 gestorben — durchaus nicht berührt, auch nicht durch ihre Freundschaft mit N. Miljutin und anderen Geistern dieser Nationalbewegung. Von ihr aber ist Marie doch recht sehr ergriffen worden — daran eben haben die deutschen diplomatischen Vertreter auch jenes Trennende und Fremde gespürt, ohne es so recht ausdrücken zu können, aber irgend etwas empfanden sie eben anders geworden in der deutschen Fürstentochter. Wir sind heute so viel stärker an die feinere Erfassung russischer und völkischer Gedankengänge gewöhnt, daß wir uns an den Formulierungen dazu etwa in den diplomatischen Berichten und in der gleichzeitigen Publizistik nicht genügen lassen. Marie stand in einer Zeit, in der sie selbst noch Neues aufnahm, in der Periode, in der die Auseinandersetzung zwischen Westlern und Slawophilen in ein bestimmtes russisches Nationalbewußtsein einmündete, das an einem Vorgange, wie dem polnischen Aufstande 1863, ins Praktische und Aggressive bis in den Russifikationswillen gewandelt wurde, dabei aber tief im religiös-kirchlichen Untergrunde verwurzelt blieb.

Marie hat die russische Sprache erlernt; wie weit sie sie meisterte, ist nicht zu ersehen. In ihrer Lektüre spielt die russische Literatur nur eine geringe Rolle.

Vom Lande hat sie einmal auf einer größeren Reise im Wolgagebiet 1859 einiges gesehen; die Briefe an die Schwägerin Elisabeth darüber zeigen, daß sie die Augen aufgemacht hat. Ein paarmal war sie in Moskau, immer im Gepränge und Gedränge eines Kaiserbesuches. Sonst ist sie mit der Bahn durch das Land gefahren über Eydtkuhnen oder Warschau ins Ausland oder nach Süden in die Krim, die sie sehr liebte. Man kann also nicht sagen, daß sie das russische Land wirklich gekannt habe. Was sie kannte, beschränkte sich auf die Umgebung von Petersburg, die bekannten kaiserlichen Sommerfröhen. Peterhof, Zarskoje Selo und auch Krasnoje Selo hatte sie gern. Deren, technisch noch sehr bescheidene, Bildchen schmückten, wie die der Krimplätze, ihre Briefbogen — die noch nicht lange aufgekommene Daguerreotypie spielt in ihren Briefen überhaupt eine sehr große Rolle.

Den russischen Staat lernte sie vornehmlich kennen, sah ihn durch ihren Mann. Unmittelbare Beziehungen zu Ministern und Staatsmännern, die ihr zu direkter Information gedient hätten, sind eigentlich nirgends in ihren Briefen zu erkennen, eine Bemerkung wie (9./21. April 1862 an den Bruder): „Walujew habe ich dem Kaiser selbst recommendiert“, steht absolut vereinzelt

darin da. Es kann nur wiederholt werden, daß sich die politisch gar nicht vorgebildete Frau sehr schnell die russische Staatsraison zu eigen machte und verständnisvolles Interesse auch an den komplizierten Fragen der Politik, der inneren wie der äußeren, nahm. In aller Fahrigkeit und Hingeworfenheit ihrer Briefe laufen doch diese Probleme, wie Bauernbefreiung und polnischer Aufstand, Nihilismus und große Politik, immer durch, vom Krimkrieg bis zum Krieg 1877/78. Dann erlischt ihre Kraft auch hierin. Die politischen Äußerungen hören mit 1879 fast ganz auf, ein Anteil an den Entscheidungsmonaten 1879/80 ist so gut wie nicht vorhanden; von Loris Melikow ist nirgends die Rede, daher auch nicht von einem Wunsch oder Willen, diese Entwicklung irgendwie zu beeinflussen. Niemals sagt sie in ihren politischen Äußerungen etwas Dummes oder Verkehrtes. Sie begreift und beurteilt — vom russischen Standpunkt aus — Dinge und Menschen, auf Grund guter Information, richtig und sicher, und darum sind ihre Briefe dem Historiker besonders zur inneren Politik wertvoll und ergiebig. Auch darin aber ist ihre Art ganz anders als die der Helene Pawlowna. Marie ist viel nüchterner, sie reflektiert nicht und vor allem: sie ist gar nicht aktiv. Wie und was ihr Mann wollte, das bestimmte auch ihren Standpunkt. So ging sie als Beobachterin neben den Problemen einher, innerlich daran beteiligt, aber nicht in ihnen stehend: einen wirklichen Einfluß auf Regierung und Politik zu nehmen, dazu hatte sie weder Fähigkeit noch Neigung.

Aber der Weg, auf dem Marie tiefer in das russische Wesen hereingeführt wurde, lies an anderer Stelle, auf dem Felde der russischen Religion, die viel stärker von ihrer Seele Besitz ergriffen hat als bei irgendeiner der vergleichbaren deutschen Vorgängerinnen. Der orthodoxe Glaube ist ihr in geschickter und tief greifender Weise nahegebracht worden durch einen klugen, ihr sympathischen Geistlichen, Wassili Baschanow. Er war Religionslehrer ihres Gatten gewesen²⁹⁾, er hat sie getauft und sie durch ihr ganzes Leben begleitet. Aber ihn ist in die Seele der Großfürstin und Kaiserin eingezogen, was — von Dogmenkram und Ritenformalismus oft verschüttet — an tiefer und wahrer Religion im orthodoxen Glauben lebendig ist. Das wurde für sie die Brücke zu dem, was man immer die „russische Seele“ genannt hat. Darin war viel Mystisches, in ihr jedenfalls nichts Ungefundenes, etwas, was ihr Trost und Frieden gegeben hat. Bei ihr spürt man dabei auch nichts Intolerantes, Zelotisches, Pfäffisches. Wenn Redern, der preussische Gesandte, an Bismarck schreibt³⁰⁾: „Früher und vor

²⁹⁾ Tatitschschew, a. a. O., I, S. 70.

³⁰⁾ 26. III. 1865. Graf R. Pfeil, Das Ende Alexanders II. (1903), S. 100 wiederholt das, und steigert das dahin, „daß viele Maßnahmen gegen die evangelische Kirche ihrem Einfluß zuzuschreiben seien“.

dem Übertritt war sie eine eifrige Protestantin, seit dem Übertritt ist sie eine ebenso eifrige Gegnerin ihres abgeschworenen Glaubens“, so wird das, wie auch die unten wiedergegebene Meinung, durch viele Stellen ihrer Briefe an die Schwägerin widerlegt, desgleichen durch jenes Urteil von Alexander Kennerling, entspräche auch gar nicht ihrem religiösen Wesen. Allerdings ist sie auch nicht für die evangelische Kirche in den Ostseeprovinzen eingetreten. Aber in ihren Kreis ist Pobjedonoszew, der der Lehrer ihrer Söhne war und bei der Großfürstin Helene Pawlowna verkehrte, die Verkörperung fanatischer Orthodoxie und Russifizierungspolitik, nicht gekommen.

Jedoch: dieser Kreis der Kaiserin wurde über die Religion und ihren Einfluß immer orthodox-russischer und slawophiler, bis zur Berührung hier mit Katkows Publizistik, dort mit der panslawistischen Strömung. Und damit wurde die geistige Atmosphäre um die Kaiserin in den siebziger Jahren immer enger, dumpfer, und in ihr konnten sich bedenkliche, gefährliche Tendenzen betätigen.

In dem Kreise ihrer Abendgesellschaften, von dem sogar Katharina Tjutschew schon 1859 sagte: „c'est d'un ennui parfait“, waren die wichtigsten Figuren: jener Priester Baschanow, die Hofdame Katharina Tjutschew, die dann einen der Hauptführer der Slawophilen, Iwan Aksakow, heiratete²¹⁾ und so die Brücke unmittelbar zur Slawophilie schlug, die Staatsdame Gräfin Natalie Protassow, und vor allem, seit 1863 „Kammerfreifrau“, die Gräfin Antonina Bludow. In den Aufzeichnungen der Tjutschew²²⁾ spiegelt sich das eigenartige Milieu wider, in dem die geistig bedeutendste und gebildetste, zugleich auch aktivste, propagandischste die Gräfin Bludow (1812—1891) war, die Tochter eines der ersten Staatsmänner Nikolais I. Sie war durchaus eine militante Slawophilin im weitesten Sinne, bigott, polenfeindlich im Sinne Wjelopolskis, aber zugleich auch für den Kurs Murawjews in Litauen, gesehlt und fanatisch, aktiv und vor allem damit deutsch-feindlich, in dieser Propaganda durch Begabung und Position ein recht bemerkenswerter Faktor.²³⁾

Gewiß ist in dieser Atmosphäre Marie nicht auch — das lag eben nicht in ihrer Natur — die nach innen und außen militante Slawophilin und russische Patriotin geworden und ist nicht diese Gedanken bis zu dem Ende mitgegangen, an dem die rücksichtslos russifizierende Politik und panslawistischer Wille und Angriffskrieg auf dem Feld der orientalischen Frage standen. Aber in diese Gedanken- und Gefühlswelt ist sie doch so hereingeführt worden.

²¹⁾ Der Romanschriftsteller Iwan Turgenjew nannte sie mit einem leicht verständlichen Spott das „Reichs-Öllämpchen“.

²²⁾ Bačruschin 1928, 5, S. 44.

²³⁾ Über sie auch Schweinitz, Denkwürdigkeiten (1927), I, 386. II, 57, 95.

Und wo waren dann im Kopf gefühlsmäßig schwärmender und enthusiastischer Damen und den Gesprächen darüber die Grenzen zwischen dem, was eine ernst zu nehmende Gedankenwelt und Nationalanschauung sein konnte, und was eine recht gefährliche und schädliche Agitation und Politik werden konnte und wurde? Das hat sich Marie nicht klar gemacht, wenn sie natürlich auch gewußt hat, daß sie damit anschauungs- und gefühlsmäßig ihrem Gemahl ferner rückte, der innerlich niemals in diese Welt eingegangen ist.

Von der Religion aus kam sie so der russischen Seele, dem russischen Volke, dem russischen Nationalismus immer näher. Von der Religion aus kam sie zum energisch betonten Mitleid mit den „christlichen Brüdern“, die unter der türkischen Herrschaft lebten, und zu einer damit bestimmten Parteinahme an der panslawistischen Bewegung der siebziger Jahre. Am 18./30. Dezember 1866 schon schreibt sie dem Bruder, sie wünsche fürs neue Jahr: „Befreiung den armen Christen vom türkischen Joch“ und am 9./21. April 1876: „enfin nous seules sommes de la même race et de la même religion“ (mit den Balkanslawen). So weit hatte sie sich also in diese gefährliche Ideologie eingeföhlt!

Sie hätte aber auch viel stärker und selbständiger sein müssen, als sie war, um eine Haltung, wie ihre Schwiegermutter und Helene Pawlowna, aufrecht erhalten zu können, die ja begann immer mehr für eine russische Zarin unmöglich zu werden. Noch konnten die Grenzen hin und her fließen, aber über ihnen zu stehen, wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, das wurde immer schwieriger. Die Kaiserin Marie hat diesen Prozeß in sich nicht bewußt vollzogen und gefördert, vor allem nicht bis zur absichtlich, bewußt gewollten Spitze gegen das Deutschtum. Wenn aber, wie gesagt, Männer wie Schweinitz oder Reuß oder Bismarck fühlten, daß die Kaiserin Marie anders stand und geworden war als ihre Schwiegermutter, so hatten sie damit recht, und ebenso hatten sie recht, wenn sie empfanden, daß sich das in einer konkreten Spannung tatsächlich gegen die deutschen Interessen auswirkte. In der immer bewußter und stärker werdenden Spannung der Nationalismen mußte freilich die deutsche Fürstentochter auf ausländischem Thron immer mehr in ein unlösbar werdendes Problem geraten, nämlich daß man nicht zwei Nationalitäten, die sich ihrer selbst bewußt geworden sind, gleichzeitig angehören und dienen kann. Sohn und Schwiegertochter zeigten der Kaiserin, daß man auf dem Zarenthron nicht mehr wie Katharina II. politisch Russe und geistig Franzose, oder, wie Alexandra Feodorowna, im Grunde immer noch preussische Königstochter, oder überhaupt nur national indifferentes Glied der international-europäischen Fürstengesellschaft sein könne, dürfen wolle, sondern daß Zar und

Zarin zu sein hätten Russe und Ruffin. In diesem Wandel der Zeiten hat Maria Alexandrowna gestanden. Von ihm wurde sie weiter getrieben, ohne sich dieses Vorgangs und aller Konsequenzen je ganz klar bewußt zu werden. Was waren nun die Konsequenzen dieser ihrer geistigen Haltung für ihre Stellung zur Politik ihres Staates? Gab es für sie eine solche, d. h. eine Einflußnahme?

6. Die Frage politischen Einflusses der Kaiserin.

Die Äußerung von Reuß an Bismarck, daß Mariens „Einfluß nicht zu unterschätzen sei, da der Kaiser ihr alles mitteile“, wurde zitiert.³⁴⁾ Schon früher, 1857 bei Gelegenheit der Stuttgarter Zusammenkunft zwischen Alexander II. und Napoleon III., hatte der preussische Gesandte in Darmstadt, Graf Perponcher, davon geschrieben³⁵⁾, die Kaiserin scheine auf ihren Gemahl einen großen Einfluß zu haben, der Kaiser fasse wohl kaum einen wichtigen Entschluß, ohne die Kaiserin davon in Kenntnis zu setzen. Ähnlich mögen auch Schweinitz und Werder gesprochen haben, und nach alledem hat sich Bismarck sein Urteil in der kritischen Zeit von 1878/79 gebildet. Differenzierender behandelt das Problem der Fürst Meshchtscherfski, der immerhin die „Sphären“ gut kannte.³⁶⁾ Er spricht von einer Wandlung seit 1864, bis dahin sei ein lebhafter und wohlthätiger Einfluß von der Kaiserin geübt worden, seitdem seien ihre Abendgesellschaften ganz unpolitisch geworden, die Kaiserin habe sich seitdem von jedem direkten Einfluß ferngehalten, andere Leute hätten das zurückgedrängt. (Was auf die Fürstin Dolgoruki — der Jahreszahl nach geurteilt — gehen kann.) Danach wäre ein Einfluß für die siebziger Jahre, auf die es am meisten ankommt, gerade nicht mehr zu spüren gewesen. Aber was Meshchtscherfski so sagt, ist unbestimmt und schwebend.

Ganz bestimmt hat, wie schon hervorgehoben, der Kaiserin Wille und Möglichkeit gefehlt, ein starker politischer Faktor zu sein, politisch mit zu bestimmen, gar zu entscheiden. Sie interessierte sich lebhaft für die Politik ihres Adoptivwaterlandes, nahm darin auch stets entschieden Partei, aber eine politische Frau ist sie nicht gewesen, kein Mensch von politischem Ehrgeiz und vollends nicht eine politische Intrigantin. Auch haben die verschiedenen Gruppen im Kampf um den Einfluß im Staat, — sagen wir einmal ganz formelhaft und unerlaubt vereinfacht — die Reformer und Reaktionsäre, in ihr nie einen soutien oder gar eine Führung gesehen oder gehabt. Beziehungen von ihr zu den Ministern der verschiedenen Richtungen sind nicht zu erkennen und nicht vorhanden gewesen. Es wird darauf hingewiesen, daß ihre Beziehungen zu

³⁴⁾ Siehe oben. — ³⁵⁾ Corti.

³⁶⁾ Erinnerungen Bd. I (1850—1865. Petersburg 1897.

Peter Schuwalow schlecht gewesen seien.³⁷⁾ Jedenfalls liegt der Gegensatz zwischen dem orthodox-slawophilen Milieu der Kaiserin und Schuwalows Denken auf der Hand, ebenso wie, daß Schuwalow oder Walujew ihre ungünstigen Urteile über den Einfluß der Kaiserin an Schweinitz oder Werder weitergaben. Wenn aber Peter Schuwalow in den Briefen der Kaiserin erscheint, so als wichtige und bedeutende Figur; Abneigung oder Feindschaft gegen ihn von ihrer Seite kommt niemals, weder in bezug auf die Innen- noch die Außenpolitik, zum Ausdruck.

Marie hat unter der fürchterlichen Spannung schwer gelitten, die die nihilistische Bewegung und die Attentate mit sich brachten. Aber in der Krise vom Attentat der Wera Sassulitsch (5. Februar 1878) an bis zu Mariens Tode, einen Einfluß zu üben, etwa in der Richtung einer Heranziehung des Grafen Schuwalow oder in der sogenannten „Politik des guten Herzens“, dem Versuche des Grafen Loris Melikow, — dazu war die todkranke Frau schon physisch gar nicht in der Lage. Und auch wenn sie gesund gewesen wäre, hätte ihr da die Energie gefehlt, die nötig gewesen wäre, und die etwa die Schwiegertochter doch besessen hat. Im Gegenteil: nur der Zustand der Kaiserin erklärt, worüber man sich geradezu wundert, daß sie in den letzten zwei hochkritischen Jahren der Regierung Alexanders II. sich so passiv verhalten hat. Dabei erkannte sie die Lage ganz gut: „L'entretien de l'armée achève de nous ruiner, notre situation intérieure avec la dépréciation de l'argent totale et la perspective de nouveaux impôts venant à l'aide du travail socialiste, est des plus graves, le fardeau de l'Empereur presque au dessus des forces humaines. Que Dieu ait pitié de nous! de lui surtout“, so schreibt sie dem Bruder schon am 9./21. Dezember 1878. Und trotzdem erkennt man nirgends auch nur den Versuch eines Willens, einzugreifen und zu bestimmen!

Das Problem allerdings, einen Einfluß auf Alexander II. zu gewinnen — hier wird zunächst nur von der inneren Politik gesprochen —, lag auch gar nicht einfach. Jedenfalls nicht für diese Frau. Das spürt man an der sehr vorsichtigen Art, mit der sie sich der Wünsche ihres Bruders beim Schwager annimmt. Und das sind doch im Verhältnis zu den Riesenproblemen des Reiches Lappalien, die außerdem Alexander durch Generosität erleichterte! Aber so spricht eine Frau nicht, die eines wirklichen Einflusses auf den Gatten sicher ist. Als Gegenbild sei hingestellt die entschiedene Einwirkung, die Helene Pawlowna auf den kaiserlichen Neffen etwa von 1857—1860 hat ausüben können, oder der offenkundige Einfluß der Schwiegertochter auf Alexander III., oder gar der der letzten Zarin auf Nikolai II. Dann wird klar, was auf diesem Felde

³⁷⁾ So etwa bei Sumner, *Russia and the Balkans* (London 1937), S. 29, und sonst.

Maria Alexandrowna war, was sie nicht war, was sie nicht konnte und auch nicht wollte.

Indes: damit ist dieses Thema nicht erschöpft. Gehört die polnische Frage 1861/63 zur inneren oder äußeren Politik Rußlands? Zu beiden. Marie teilte zum zweiten natürlich ohne weiteres Alexanders Haltung — dazu ist nichts weiter zu sagen. Sie teilte sie auch in seinem Versuche, die polnische Frage im verständlichen Sinne Wjelopolskis zu lösen. Und etwas mehr und schärfer: sie ist dezidiert Wjelopolski-freundlich. Sie mochte ihn persönlich gern und hat ihn nach eigener Äußerung im Winter 1861/62 zu stützen gesucht.²⁸⁾ Bismarck charakterisiert ja diesen polenfreundlichen Kreis in Petersburg deutlich, zu dem so auch die Kaiserin gehörte. Es liegt auch auf der Hand, welche Stützung dieser Umstand den Wjelopolski-Gortschakowschen Ideen gab gegenüber den Gesichtspunkten, die Bismarck im preussischen und deutschen Interesse vertrat. Marie vertrat hierin gewissermaßen den polenfreundlichen Teil der öffentlichen Meinung um Alexander herum, wie sie sich auch dann gleich ganz in das Fahrwasser der national-russischen Bewegung warf, die an der Interventions- und Kriegsgefahr vom Westen her entfacht wurde. Eine Äußerung dazu an den Bruder vom 6./18. Juli 1863 sei dazu wiedergegeben, weil sie sehr bezeichnend für ihre ganze Art und Stellung in diesen Dingen ist. Sie hebt Alexanders Mäßigung in der Beantwortung der „unverschämten“ Notizen hervor, aber der nationale Stolz sei verletzt, und man sei bereit zum Krieg auch mit großen Opfern: „des villages entiers se proposent en soldats, les besrotschnyje (Beurlaubten) vont avec joie, il n'y a pas de jour que des paysans de tous les coins de la Russie n'arrivent ici, avec de l'argent, des adresses de dévouement et offrent à l'Empereur de sacrifier leurs vies et leur avoir pour la défense de la patrie. Partout sur le passage de Nixa²⁹⁾ les mêmes sentiments se font jouer, partout dans le peuple des voix s'élèvent pour remercier pour la liberté, pour dire qu'ils se léseront (sol) tous pour l'Empereur, qu'ils écraseront les polonais, qu'il ne doit pas craindre la guerre, étant fort de leur amour etc. On ne peut pas lire ces récits de sang froid, jamais enthousiasme plus grand n'a éclaté que sur le passage de Nixa, . . . il comprend que c'est son père qu'on honore en lui et que c'est la juste récompense de tant de peines.“

Die Kaiserin erscheint nicht als starker Faktor in der Politik, aber es war gar nicht gleichgültig, daß sie so an bestimmten Strömungen teilnahm, dem Anteil Ausdruck und ihren Trägern so das Recht gab, sie für ihre Forderungen in Anspruch zu nehmen.

²⁸⁾ An den Bruder 14./26. Mai 1862. — Siehe auch P. Meyendorff an seinen Sohn Ernst, November 1863, a. a. O., III, 271.

²⁹⁾ Des ältesten Sohns.

Das gleiche gilt nun noch in stärkerem Maße für ihre Haltung in der Orientkrise der siebziger Jahre. Wo sie darin mit ihren Sympathien stand, ist klar. Weniger bestimmt ist zu formulieren, wie sie das betätigt hat, welchen Einfluß sie geübt hat darauf, daß es zum Kriege mit der Türkei kam, und daß dieser den bekannten Ausgang für Rußland nahm. Ihre Auffassung — man kann sagen — vom Panslawismus wurde oben in zwei Zitaten schon mitgeteilt.⁴⁰⁾ Sie steht danach längst und entschieden auf der Seite der slawischen „Brüderchen“ — Helene Pawlowna ist nie auch nur der Gedanke daran gekommen. Marie nahm demgemäß eifrig, ja, soweit sie dazu fähig war, leidenschaftlich an der Krise teil, solange ihre physische Kraft das erlaubte. Charakteristische Belege dafür seien aneinander gereiht, alle an den Bruder gerichtet.

Vom 26. Juli/7. August 1876: Sorge um die Serben, — „Le mouvement national est énorme, les sacrifices de tout genre abondant, les dames quêtent dans les rues.“ An diesen agitatorisch wirksamen und gefährlichen Sammlungen ließ die Kaiserin jene Damen ihrer Umgebung teilnehmen. Und wie der offiziöse Biograph Alexanders bezeugt, flossen die Ergebnisse dieser — gegen den Willen des Ministers des Innern sich abspielenden! — Sammlungen „in die «Gesellschaft zur Fürsorge für die Kranken und verwundeten Krieger» oder direkt in die Kanzlei der Kaiserin Marie, der erhabenen Protektorin der Gesellschaft“.⁴¹⁾ Eine so bestimmte Parteinahme von ihr war damit schon markiert in einer Zeit, in der Rußland noch gar nicht mobil gemacht hatte, noch offiziell neutral war.

Am 5./17. August 1876: Schwäche der Türkei — Sympathie für Montenegro und den Übertritt russischer Offiziere in die Balkankämpfe — Oesterreich möchte den Kampf sich erschöpfen lassen, dann einen Teil von Bosnien annektieren und den Rest sich organisieren lassen „de la manière la moins vitale pour l'élément slave“, das es fürchtet und noch mehr haßt. „Bismarck est pour moi le sphinx certainement méditant de pêcher dans l'eau trouble. Il ménage surtout l'Angleterre. Er lauert in Darzin, der alte Fuchs! Ne trouvera-t-il jamais plus fin que lui? Nous avons commis une grande faute, celle de croire que nous pouvions obtenir quelque chose en Orient à trois, sans l'Angleterre, cela est impossible.“ Mit dem letzten Satz kommt zu der Parteinahme schon früh ein recht klares Urteil über die russische Politik hinzu.

Dann am 4./16. November 1876, nach der Rückkehr aus Livadia: die Rede Alexanders in Moskau am 30. Oktober/11. November — sie zweifelt nicht, daß England Rußland den Krieg erklärt für die Verteidigung der Integrität der Türkei, die England für

40) Siehe oben S. 104.

41) Uatitschschew, a. a. O., II, 317.

bedroht hält. „L'Empereur a eu avec Loftus ⁴²⁾ des conversations où il lui a donné les assurances les plus formelles, les plus pacifiques, la réponse a été le discours Beaconsfield ⁴³⁾ que l'Empereur ne connaissait du reste pas, quand il a parlé à Moscou.“ Alexanders Worte in Moskau, von denen es kein Zurück gab, waren durch den langen Aufenthalt in Livadia im September und Oktober vorbereitet worden. Was die Gatten dort miteinander gesprochen haben, weiß man genau ja nicht, aber man kann es sich vorstellen. Der Kaiser war im Kreise jener panslawistischen Damen aus der Umgebung seiner Frau, die Verbindung mit dem Slawenkomitee hatten, und in deren Gedankenwelt Marie lebte. Diesem Druck eines überspannten Nationalismus, zu dessen Sprachrohr sich auch die Gemahlin machte, wich der Zar (wie ja auch Gortschakow) immer mehr. Auch ihr Schlagwort war wie das der Hofdamen, das der Finanzminister Reutern hörte und in sein Tagebuch schrieb ⁴⁴⁾: „L'Empereur s'est mis à la tête du mouvement national.“ Was Marie an Einfluß auf den Zaren besaß, hat sie im Sinne des Entschlusses zum Krieg ausgeübt!

Als der Krieg in Gang kam, folgte sie gespannt den Ereignissen. Sie nahm teil an den Vorträgen, die darüber ihrem jüngsten Sohne Paul gehalten wurden. Ihre Briefe an den Bruder spiegeln, während sie sich eifrig der Tätigkeit für das Rote Kreuz widmet, die Stimmung wider. Diese ist aber nur Sorge; vom Jubel ist nie die Rede. Immer die Sorge: hoffentlich zieht sich der Krieg nicht in die Länge und bleibt England ruhig — Angst vor einem „Verrat“ Osterreichs — Sorge nach dem Donau-Übergang, daß der Kaiser „se laissera entraîner de plus en plus“ — die quälende Sorge um die Kämpfe vor Plewna — „wir können uns keine Illusion machen, je länger der Krieg dauert, um so mehr verlieren wir Terrain an unsere Gegner“ (1./13. September 1877) — Sorge um die Gesundheit des Kaisers und die Heeresführung.

Vor San Stefano, am 6./18. Februar 1878: „vor allem müssen wir jetzt den Frieden zu zweit unterzeichnen und dann versuchen, uns zu dritt zu verständigen“ — immer ist sie sich klar über den entscheidenden Faktor England. Und über San Stefano (20. Februar / 4. März 1878): „Der Friede ist also unterschrieben, am Jahrestag der Thronbesteigung und der Aufhebung der Leibeigenschaft, wie Rußland es erwartete. Möge das wirklich der Befreiungstag der europäischen Christen in der Türkei sein! Wenn wir uns mit Andrassy verständigen könnten, wäre alles gut. Sehr erwünscht ist Berlin als Ort und Bismarck als Präsident. Berlin ist neutral,

⁴²⁾ Englischer Botschafter in Petersburg.

⁴³⁾ Dessen Guildhallrede am 9. November.

⁴⁴⁾ Unter dem 24. Oktober / 5. November 1876; Russkaja Starina, Bd. 143, S. 39 ff. Siehe dazu Sumner, a. a. O., S. 205 f.

Deutschland nicht interessiert.“ Darin ist nicht viel Begeisterung, aber politische Sorge und auch Einsicht.

Sie verfolgt Schuwalows Tätigkeit, Ignatiows Reise: „Wir haben es niemandem Recht gemacht. Gott gebe den Frieden, wir sind alle sehr müde“ (12./24. März 1878). Als Schuwalow nach seiner Abmachung mit Salisbury nach Petersburg kommt, schreibt sie (25. April/7. Mai 1878): „Wir müssen heraus aus dieser obliegenden Position, die uns ruiniert.“ Je mehr die Spannung mit England steigt, um so schärfer werden ihre Äußerungen über die „Queen“: „die verrückte alte Heze“ oder ⁴⁵⁾ „sie ist einfach verrückt und ihr Minister ein abscheulicher Jude“. Sie kritisiert durchaus nicht Schuwalows Kompromiß mit Salisbury — was wichtig ist —, sie wünscht den Kongreß herbei und kritisiert sehr scharf Gortschakow — was noch wichtiger ist: er sei „irracible (so) et indiscret, trop vieux pour la besogne, met la patience de l'Empereur à de rudes épreuves“ (31. März/12. April 1878) — ginge er als Bevollmächtigter zum Kongreß, „franchement dit, ce serait un malheur, il n'est plus capable de mener la chose“, die Schuwalow anvertraut werden müsse (12./24. Mai 1878).

Als in die Lösung die eigene Familie hereingezogen wird mit der Kandidatur Sandros für den bulgarischen Fürstenthron, ist zwar dessen Vater gleich sehr dafür, rein vom Familienstandpunkt, ohne jede politische Erwägung dabei. Sie aber ist, als Sprachrohr ihres Mannes, durchaus nicht dafür begeistert; „ich würde verweifelt sein, einen Sohn in so schwerer Lage zu sehen“ (3./15. August 1878). Und sie ist sich erstaunlich klar über einen Fundamentalsatz jeder Balkanpolitik, den Rußland von 1878 bis 1914 so oft verlegt hat: „l'Autriche ne consentirait jamais à ce qui deviendrait réellement un grand état slave.“ (12./24. August 1878.)

Zum Schluß die Urteile über den Berliner Kongreß: „In meiner schweren Krankheit hat mir der Berliner Kongreß viel schlechtes Blut gemacht, und jetzt sehen wir, daß dieser, diese schlechte menschliche Schöpfung, dem wirklichen Frieden in nichts gleicht. Denn das Blut fließt wie vorher, Gottlob nicht das unsrige. Der Haß der Engländer überlebt den Krieg und macht sich Luft durch die scheußlichsten Verleumdungen gegen unsere Armee. Alles dessen sie selbst fähig wären, schreiben sie uns zu.“ ⁴⁶⁾ Der Feind, der Gegenstand geradezu ihres Hasses ist also England. Ein Wort der Kritik oder Feindschaft gegen Deutschland, deren Erregung ja schon im August/September 1878 begann, ist in alledem nicht. Ihre Kritik aber findet sich schon vor dem Kongreß, in der Zeit der Hochspannung mit England, in einem Brief an den Großherzog Carl Alexander vom 15./27. April 1878 ⁴⁷⁾: „Wir wünschen einen

⁴⁵⁾ An Elisabeth 14./26. Februar 1878.

⁴⁶⁾ An die Schwägerin Elisabeth 5./17. September 1878.

⁴⁷⁾ Auch bei Schulte, Weimarer Briefe, II, S. 141 Anm.

dauerhaften Frieden. Leider sind wenig Aussichten dafür da. Wir leben in schweren Zeiten und sehen uns vergeblich nach politischen Freunden um, denn ich kann diesen Namen nur solchen geben, die wirklich in gefährlichen Momenten uns beistehen wollen, wenn auch nur moralisch, en mettant dans la balance tout le poids de leur influence politique. Nous avons accentué encore d'avantage notre amitié dans le temps, mais celle qu'on nous rend est par trop platonique pour que je puisse même lui donner ce nom. Entre l'Autriche et nous, le choix de B. est fait depuis longtemps, pour moi du moins, cela n'est pas été une surprise." Ohne Zweifel mußte Marie, daß Carl Alexander diesen hochpolitischen Brief an den ihr durchaus nicht besonders nahestehenden und vertrauten Vetter an Kaiser Wilhelm mitteilen und daß er an Bismarck weitergehen würde.⁴⁸⁾ Vielleicht war dies sogar Mariens Absicht, die damit einen empfindlichen Punkt in Bismarck berührte — vielleicht berühren wollte?

Die lange Reihe dieser Zitate hat ein deutliches Bild gegeben von der Art, wie Marie in der Krise 1875 bis Ende 1878 stand. Danach hören ihre politischen Äußerungen fast ganz auf. Wie kann nun ihr tatsächlicher Einfluß gewertet werden?

Lord Odo Russell schreibt an Derby⁴⁹⁾: Bismarck habe ihm gesagt, Alexander und die Armee wünschten den Frieden. „The women and priest led by the Empress and encouraged by Gortschakow wanted war.“ Eine so scharfe Fassung ist mir aus den Äußerungen von Schweinitz⁵⁰⁾ nicht erinnerlich, aber er hebt stets einen nicht geringen Einfluß der Kaiserin in der panslawistischen Richtung hervor. Bismarck hat 1879, gewissermaßen abschließend, sein Urteil zu dem französischen Botschafter in Berlin, St.-Vallier, so geäußert: „en attendant, Gortschakoff, l'Impératrice et la favorite⁵¹⁾ mènent les choses à leur guise et précipitent la politique russe dans la voie du panslavisme“⁵²⁾ (datiert Berlin, 9. April 1879), und⁵³⁾ (Berlin, 27. Juni 1879): „ce dernier [Ignatiw], maintenant soutenu à la fois par l'Impératrice, la princesse Dolgorouki, le prince Gortschakoff“; (für den Druck auf Alexander im deutschfeindlichen Sinn) „il a fallu que l'Impératrice jouât son grand jeu des griefs conjugaux“; „entre lui (Giers), la Dolgorouki et l'Impératrice, il y a une entente pour persuader au

⁴⁸⁾ In den „Gedanken und Erinnerungen“ (II, 246) wird der charakteristischste Ausdruck: „votre amitié est trop platonique“, als von Seiten der Kaiserin gefallen, auch zitiert.

⁴⁹⁾ 27. Dezember 1876. Bei W. Taffs, Ambassador to Bismarck, Lord Odo Russell (1938), S. 168 f.

⁵⁰⁾ Auch aus seinen Berichten nicht, die ich vollständig durchgearbeitet habe. — ⁵¹⁾ Die Fürstin Dolgorouki.

⁵²⁾ Documents Diplomatiques Français, I. Série, T. II (1930), Nr. 406, S. 472. — ⁵³⁾ Ebenda Nr. 440, S. 519 und 520.

pauvre Empereur“, daß er in der auswärtigen Politik unfehlbar sei. In dieser zugespitzten Weise wird man, soweit die Kaiserin in Frage kommt, von einer Art Koalition oder Entente ja nicht reden können; dagegen sprechen die menschlich-psychologischen Gründe. Auch gilt für 1879, daß, wie schon gesagt, das politische Interesse der schwer kranken Zarin, wenigstens soweit ihre Briefe zeigen, sehr gering, eigentlich kaum mehr vorhanden war. Aber Bismarck schwebte dabei — und mit Recht — die begründete Erinnerung vor allem an 1876 vor, und an das, was dafür über Einstellung und Einfluß Mariens bezeugt ist, und auf diese Spannungssituation kommt es in unserem Thema vorerst an. Daß die Kaiserin damals so im panslawistischen Lager stand, ganz gleichgültig, ob sie einen großen oder geringen aktiven Einfluß ausübte, daran hatte dieses eine mächtige Stütze, nach außen in der öffentlichen Meinung, nach innen für den Druck auf den schwankend und unsicher werdenden Alexander. Daß die Kaiserin sich so verhielt — und das war ja bekannt —, war schon ein Politikum von großer Bedeutung. Sie hat sich dabei auch nicht — trotz ihrer Scheu vor jedem Kriege — einer aggressiver werdenden Stimmung widersetzt, deren Gefahren für Rußland sie nicht sah oder sehen wollte, obwohl diese Agitation ersichtlich in den Krieg führen mußte.

Von da freilich bis zum eigenen Willen zum Kriege, zur Kriegshege, gar zur Führerschaft einer Kriegspartei („led by the Empress“ nach Russells Ausdruck), ist noch ein weiter Schritt, den Marie nicht getan hat. Dazu fehlten ihr, wie schon mehrfach hervorgehoben, die Voraussetzungen. Und als der Krieg ausgebrochen war, zu dem die panslawistische Strömung und Mariens Mitschuld daran getrieben hatten, sah sie in der Außen- und Innenpolitik zu klar, um zu den Hezern und Schreibern zu gehören.⁵⁴⁾ Es ist auch in ihren Äußerungen, wie erwähnt, nirgends etwas von Schawaloff-Feindschaft zu finden. Aber ihre verständigen Meinungen zur politischen Taktik im Verhältnis zu Österreich und England — in dem also, worin es Alexander und Gortschakow und Ignatiew verspielten —, hat sie auch nicht zur Geltung zu bringen vermocht, wahrscheinlich gar nicht versucht oder gewollt. Und in der Entwicklung vom Berliner Kongreß ab — in der Kampagne gegen Deutschland und dann der Wiederaufnahme des Weges zur Drei-Kaiser-Entente — aktiv eine wirkliche Rolle zu spielen, daran hat sie eben ihr Gesundheitszustand gehindert.

Indes stellen sich noch einige weitere psychologisch-politische Fragen zu dem Problem der eigenartigen Einstellung der deutschen Fürstentochter in dieser Krise und ihres Einflusses auf den Mann. Gewann sie vielleicht so, im Einklang mit einer Bewegung,

⁵⁴⁾ Darum sind ihre Briefe ein so gutes Bild der verschiedenen Stimmungen in diesen Monaten.

deren Gefahr Alexander erkannte, der aber zu widerstehen schwer war, einen Einfluß auf den unsicher werdenden Mann? Vertrat sie nicht so wirksam russische Nationalgedanken gegen den Gatten, der sich noch so sehr mit den Hohenzollern und der preussischen Armee verbunden fühlte? Gewann sie vielleicht so Einfluß zurück auf ihn, der ihr gegenüber ein böses Gewissen hatte, ihr entglitten war und zu dem sie, die deutsche Frau, so vielleicht wieder einen Zugang fand, über die slawophile Ideologie und die den „Brüderchen“ zugewendete russische Religion, gegen die Rivalin, deren Reize als Russin den Mann gefesselt hatten? Gewann sie so bei ihm wieder eine stärkere Position, bei deren Erringung auf diese Weise höchst persönlich-frauliches und sachlich-national-politisches ineinander gegangen wären? Mehr als Fragen dieser Art, die einen möglichen und wahrscheinlichen, aber exakt nicht beweisbaren Zusammenhang andeuten, vermag der Historiker nicht zu erheben.

7. Mariens Stellung als Herrscherin und als deutsche Frau auf dem Zarenthron im ganzen.

Der Weg durch die verschiedenen Gebiete ihres Seins, der hier gegangen wurde, hat schon gezeigt, was Marie als Herrscherin in der russischen Geschichte bedeutet hat. Ihre Art und — immer wieder zu sagen — ihr körperlicher Zustand haben sie dazu in einem großen geschichtlichen Sinne nicht werden lassen. Selbst ihre praktische Tätigkeit, die auch der Durchschnittsfrau auf dem Throne eben als Frau möglich ist, ist im ganzen schwach und spurlos. Erst hat sie sich überhaupt wenig um dergleichen: die Kriegshilfstätigkeit im Krimkrieg, Wohltätigkeit, Frauenbildungsfragen, gekümmert. Sodann wurde sie auf allen diesen Gebieten durch die viel glänzendere, begabtere, energischere, interessiertere Großfürstin Helene Pawlowna in den Hintergrund und beiseite gedrängt. Helene wurde die russische „Florence Nightingale“ im Krimkriege mit ihrer Begründung der ersten russischen Schwesternorganisation. Sie arbeitete in der Mädchenerziehung und -bildung, in allerlei Wohltätigkeit, Kunst und Wissenschaft schließlich vor allem nicht zu vergessen. Und in den „Anstalten der Kaiserin Marie“ (das sind die von Maria Feodorowna, der Gemahlin Pauls, ins Leben gerufenen Einrichtungen, eine große umfassende Institution, wichtig geblieben bis zum Ende der Romanow-Zeit überhaupt) waltete lange Jahre an der Spitze der Prinz Peter von Oldenburg, und später wurde Helenens Freundin Edith Rahden dahin gestellt.

Marie hat aber auch, was sie als Kaiserin ja gekonnt hätte, gar nicht besonders nach solcher Tätigkeit gestrebt. Sie stand an der Spitze von Instituten zur Ausbildung von Priestertöchtern — das ist eigentlich das einzige von Frauentätigkeit, was eine größere Rolle in den Briefen an Elisabeth spielt, neben der Dia-

konissen- und Schwesternarbeit, für die sie sich später lebhafter interessierte. Sie war da und dort Protektorin besonders in spezifisch christlichen und religiösen Veranstaltungen. Sie nahm — das sei nicht vergessen — führend und energisch an der Kriegshilfsarbeit im Russisch-Türkischen-Kriege teil — Totleben als Chef der Armee dankte ihr für ihre „sollicitudo maternelle“.⁶⁶⁾ Aber — so schreibt sie der Schwägerin Elisabeth einmal⁶⁷⁾: „Ich verstehe mich so wenig aufs Organisieren, lasse mich so leicht découragieren, aber vielleicht ist es nur Trägheit, die mir es so erscheinen läßt, weil es mir Überwindung kostet.“ Alles das reizt gar nicht den Ehrgeiz, von dem sie ganz frei war. Sich in Position setzen, eine Rolle spielen, etwas bedeuten — das zu wollen war ihrer natürlichen und einfachen Persönlichkeit fremd. Den Geboten der Liebe folgte sie stets gern und willig nach ihrer menschenfreundlichen Art, aber dafür galt in der großen Familie, für die ihr Herz zuerst schlug, ihr der Satz, daß „charity begins at home“.

So ist sie dem russischen Volke im ganzen auch nicht nahe gekommen, wenn auch die Katkowsche Monatschrift „Russki Westnik“ beim Regierungsjubiläum Alexanders II. von ihr sagte⁶⁷⁾, daß sie „mit ganzem Herzen und allen Gedanken sich mit dem russischen Volke verschmolzen habe, mit ihrem ganzen Sein Russin geworden sei“. Wie eine Zarin populär sein kann, hat dann ihre Schwiegertochter gezeigt, noch als sie längst schon Kaiserinwitwe war. Gewiß ist andererseits Marie dem russischen Volke nicht so fern und so fremd gewesen, wie die letzte Romanow-Zarin. Das lag wiederum ihrer Art nicht und entsprach auch nicht der Lebensführung am Hofe Alexanders II. Aber man hat nicht den Eindruck, daß eine wirkliche Verbundenheit zwischen ihr und dem russischen Volkstum bestanden habe, daß sie also eigentlich populär gewesen sei. Dazu war ihre Persönlichkeit nicht einprägsam und durchschlagskräftig genug. So sind die Spuren, die Marie als Zarin in ihrem Volke hinterlassen hat, doch schwach geblieben; sie ist schnell vergessen worden.

Wohin sie in dem Thema: „Deutsche Frauenwelt und Zarenthron“ gehört, ist in den Umrissen klar geworden. Sie steht in einer Übergangszeit, die schon zur Zäsur wurde auch im Problem, wie eine deutsche Fürstentochter im fremden Volkstum stehe, stehen könne oder solle. Sie erinnert im Reigen der Frauen, die zum Vergleich heranzuziehen sind, am ehesten an die bairische Elisabeth (Jelisaweta Alexejewna), Gemahlin Alexanders I. Sie hat nicht die Gesundheit des Körpers und Geistes, die Goethe mit Recht an jener Maria Feodorowna, der Gemahlin Pauls, hervorgehoben hat. Sie wird von der Genialität Katharinas II. und dem

⁶⁶⁾ 5./17. Juli 1878. Bei Schilder, Graf E. Totleben II, Anhang, S. 364—366. — ⁶⁷⁾ 6./18. Dezember 1870. — ⁶⁷⁾ März 1880, S. 987.

reichen Geiste der Helene Pawlowna weit überstrahlt. Sie hat nicht das bezwingend natürliche, frauliche der preußischen Charlotte und nichts von der anmutig-majestätischen Repräsentanz der dänischen Schwiegertochter, aber auch nichts von alledem, was um die tragische Figur der letzten Romanow-Zarin weht und liegt.

Es war ein zartes und gutes Menschenkind, nicht eben viel über dem Durchschnitt, das vom Darmstädter Hof in das russische Weltreich in einer seiner wichtigsten Epochen versetzt wurde. Ein ganz guter Verstand hat ihr ermöglicht, ihre Stellung richtig zu erfassen und auszufüllen, solange sie es vermochte. Mehr hat sie nicht gewollt. Ihrem Manne hat sie ohne Zweifel in der ersten Hälfte ihrer Ehe das Glück gebracht, das dieser davon erwartet hatte. Wenn sich das dann änderte, war das nicht ihre Schuld. Von der ersten Begegnung Alexanders und Mariens schrieb der Dichter Shukowski, der Lehrer Alexanders II., an die Kaiserin Alexandra: „Gott segne die Wahl seines Herzens mit dem Segen, den er einst seinem Vater bei seiner Wahl gewährte, in der dieser sein Glück und das Glück Rußlands fand.“⁵⁸⁾ Und in seinem Dankbrief für die Kondolenz zum Tode Mariens sprach der Zar zu dem Vetter Carl Alexander von der Toten, „qui avait fait, pendant près de 40 ans, la bonheur de ma vie“. Wir haben gesehen, wie weit beide konventionellen Äußerungen Wahrheit waren und wie weit nicht.

Ohne ihre Schuld senkt sich eine Tragik auf Marie, der sie doch in einem trotz allem heiter und optimistisch bleibenden Gemüt niemals erlag. Sie war ernster und tiefer als sie erschien. Zu voller Entfaltung ist ihre Persönlichkeit aus den oft genannten Gründen nicht gekommen. Unbedeutend wird man sie nicht nennen dürfen, und nur Frau und Mutter ist sie nicht gewesen. Was sie darüber hinaus war, wurde zu zeichnen versucht, so bestimmt wie möglich, aber auch nicht schärfer als es die nicht-starke und etwas unbestimmte Persönlichkeit erlaubt. Bestimmt aber war sie darin, daß sie zeitlebens ein anhängliches Kind ihres Hessenlandes und ihrer Darmstädter Familie geblieben ist. Und weil beides doch deutsch war, ist sie auch als Großfürstin und Kaiserin von Rußland eine Deutsche geblieben, bis sie im Sommer 1880, mit 56 Jahren ganz allein und einsam gestorben (22. Mai/3. Juni), fern der Heimat in der Grabeskapelle der Zaren in der Petersburger Peter-Pauls-Festung die letzte Ruhestätte fand.

⁵⁸⁾ 14./26. März 1839, bei Tatitschschew, a. a. O., I, S. 104.